



BERÜHMT-BERÜCHTIGT

Abenteurer, Hochstapler, Lebenskünstler

Münchhausen

Das wahre Leben des
Lügenbarons

Giacomo Casanova

Wohin der Wind ihn blies

Simon von Geldern

Morgenländer, Schwärmer und
sonderbarer Heiliger



Folgen Sie uns:



Antje Findekleee
E-Mail: findekleee@spektrum.de

Liebe Lesende,
die Biografien der Männer, die in dieser Ausgabe vorgestellt werden, lesen sich zum Teil wie erfundene Abenteuergeschichten. Die Männer täuschten und tricksten sich durchs Leben, häufig in hohem Maße auf Kosten ihres Umfeldes. Sie narreten ihre Zeitgenossen – mit eher harmlosen Schwindeleien, aber auch mit schweren Fällen von Betrug oder Diebstahl. Einige von ihnen bekamen am Ende ihres Lebens die Quittung dafür. Manche sind weltberühmt, andere eher unbekannt, berüchtigt waren sie alle.

Eine spannende Lektüre wünscht Ihnen

Erscheinungsdatum dieser Ausgabe: 18.12.2023

CHEFREDAKTION: Dr. Daniel Lingenhöhl (v.i.S.d.P.)

CREATIVE DIRECTOR: Marc Grove

LAYOUT: Oliver Gabriel, Marina Männle

SCHLUSSREDAKTION: Christina Meyberg (Ltg.),
Sigrid Spies, Katharina Werle

BILDREDAKTION: Lea Bayer, Alice Krüßmann (Ltg.),
Anke Lingg

REDAKTION: Antje Findekleee, Dr. Michaela Maya-Mrschlik

VERLAG: Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft mbH,
Tiergartenstr. 15–17, 69121 Heidelberg, Tel.: 06221 9126-600,
Fax: 06221 9126-751; Amtsgericht Mannheim, HRB 338114,
USt-IdNr.: DE229038528

GESCHÄFTSLEITUNG: Markus Bossle

ASSISTENZ GESCHÄFTSLEITUNG: Stefanie Lacher

MARKETING UND VERTRIEB: Annette Baumbusch (Ltg.),
Michaela Knappe (Digital)

LESER- UND BESTELLSERVICE: Helga Emmerich, Estefanny Espinosa de
Rojas, Sabine Häusser, Tel.: 06221 9126-743, E-Mail: service@spektrum.de

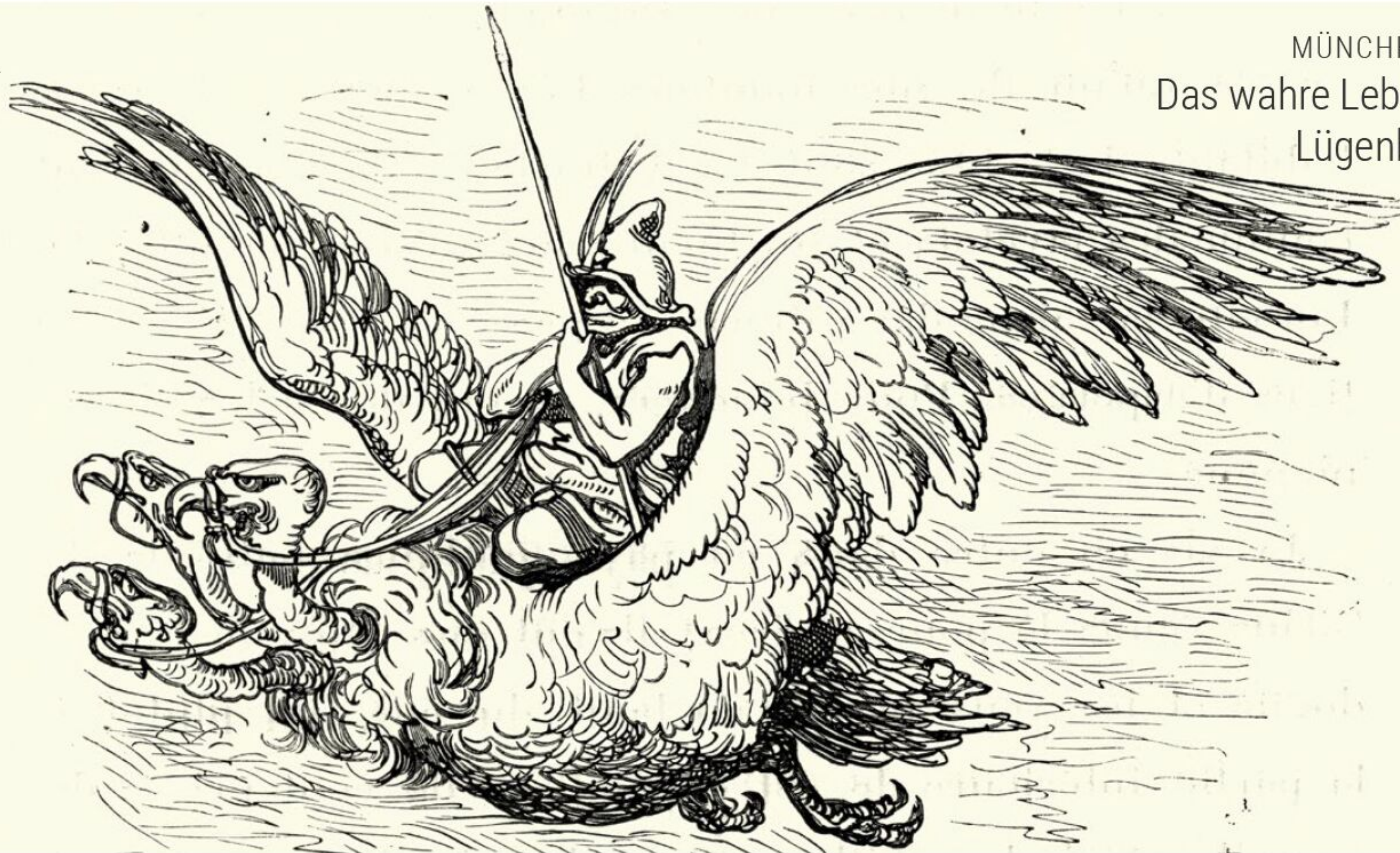
BEZUGSPREIS: Einzelausgabe € 4,99 inkl. Umsatzsteuer

ANZEIGEN: Wenn Sie an Anzeigen in unseren Digitalpublikationen interessiert sind, schreiben Sie bitte eine E-Mail an anzeigen@spektrum.de.

Sämtliche Nutzungsrechte an dem vorliegenden Werk liegen bei der Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft mbH. Jegliche Nutzung des Werks, insbesondere die Vervielfältigung, Verbreitung, öffentliche Wiedergabe oder öffentliche Zugänglichmachung, ist ohne die vorherige schriftliche Einwilligung des Verlags unzulässig. Jegliche unautorisierte Nutzung des Werks berechtigt den Verlag zum Schadensersatz gegen den oder die jeweiligen Nutzer. Bei jeder autorisierten (oder gesetzlich gestatteten) Nutzung des Werks ist die folgende Quellenangabe an branchenüblicher Stelle vorzunehmen: © 2023 (Autor), Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft mbH, Heidelberg. Jegliche Nutzung ohne die Quellenangabe in der vorstehenden Form berechtigt die Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft mbH zum Schadensersatz gegen den oder die jeweiligen Nutzer. Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte und Bücher übernimmt die Redaktion keine Haftung; sie behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen.

SEITE
04

MÜNCHHAUSEN
Das wahre Leben des
Lügenbarons



DUNCAN1890 / GETTY IMAGES / ISTOCK

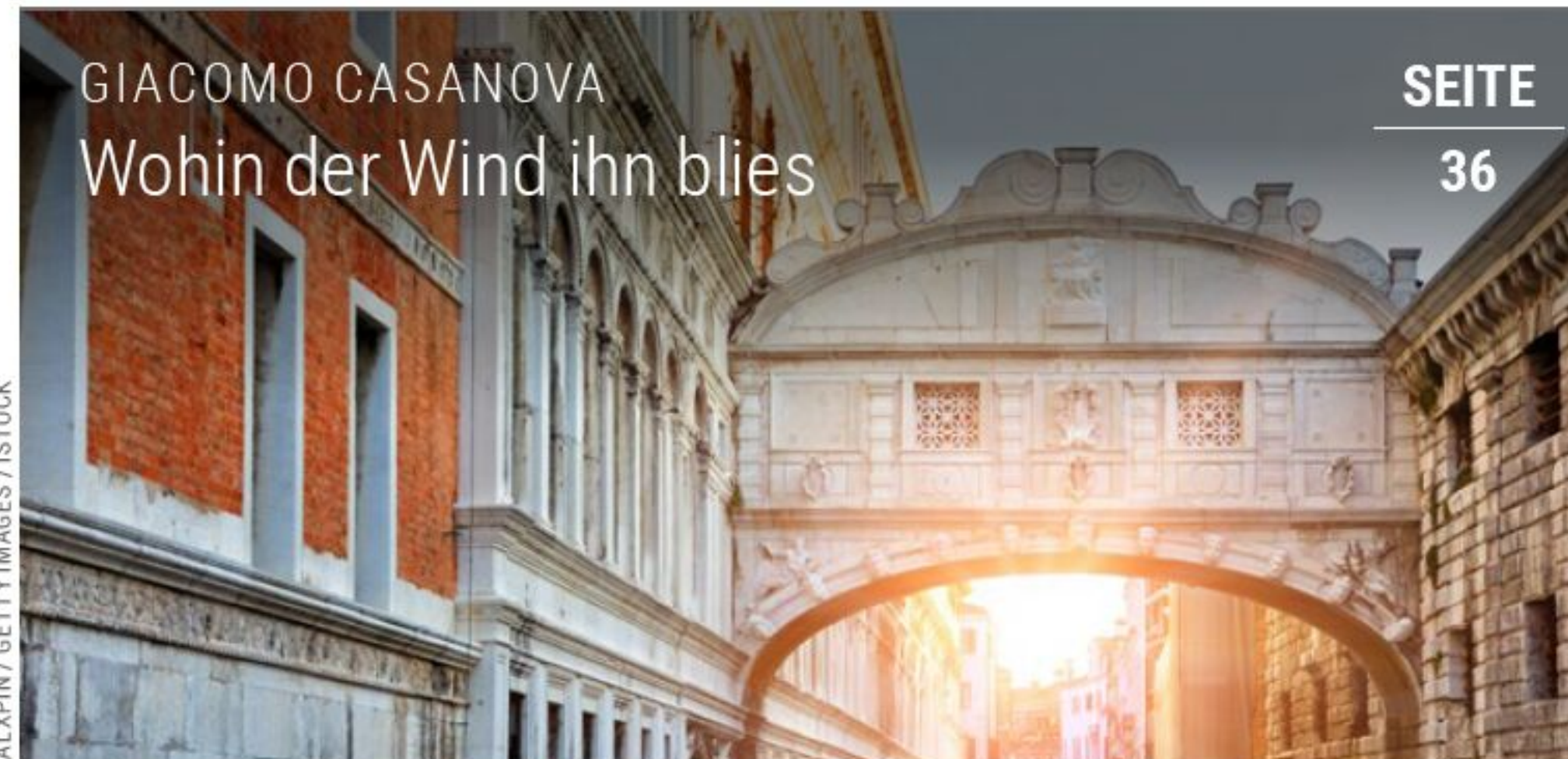
SEITE
15

MISSISSIPPI-BLASE
Der erste große Crash



DELPIXART / GETTY IMAGES / ISTOCK

GIACOMO CASANOVA
Wohin der Wind ihn blies



ALXPIN / GETTY IMAGES / ISTOCK

SEITE
36

ÄGYPTEN
Ein Mann, ein Kraftprotz,
ein Grabräuber



DIY13 / GETTY IMAGES / ISTOCK

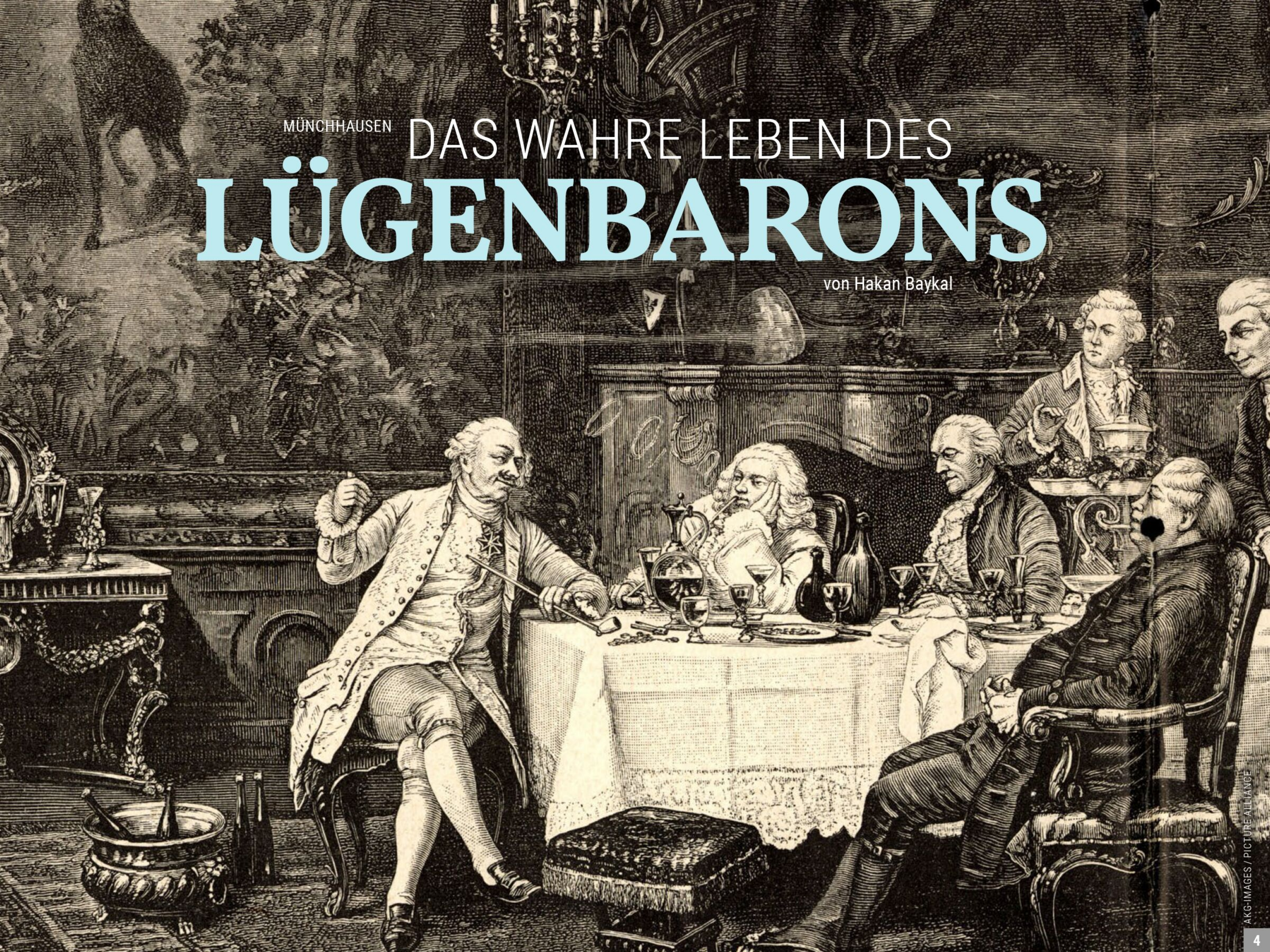
SEITE
48

- 04 MÜNCHHAUSEN
Das wahre Leben des Lügenbarons
- 15 MISSISSIPPI-BLASE
Der erste große Crash
- 25 GRAF CAGLIOSTRO
Der Hochstapler, der ganz Europa narrete
- 36 GIACOMO CASANOVA
Wohin der Wind ihn blies
- 48 ÄGYPTEN
Ein Mann, ein Kraftprotz, ein Grabräuber
- 59 SIMON VON GELDERN
Morgenländer, Schwärmer und
sonderbarer Heiliger
- 66 MORITZ AUGUST BENJOWSKI
Ein Meister der Lügengeschichten
- 76 JOHN LAWSON
Der falsche Entdecker

MÜNCHHAUSEN

DAS WAHRE LEBEN DES LÜGENBARONS

von Hakan Baykal



Immer grotesker, immer derber und immer anonym. Mit jedem Buch, das ihm neue Erzählungen in den Mund legte, wurde klarer: Aus diesem Sumpf kann sich Münchhausen nie mehr befreien.

Was der Mann nicht alles kann! Er ist ein brillanter Schütze und famoser Jäger, ein verwegener Kürassier und glänzender Reiter, der selbst auf einem halben Pferd oder einer Kanonenkugel noch eine gute Figur macht. Gerät er in den Sumpf, zieht er sich selbst am eigenen Zopf heraus. Gehen ihm die Gewehrkugeln aus, lädt er die Flinte eben mit Kirschkernen. Er trinkt Wein mit dem Sultan, schlägt Hand und Bett der Zarin aus, segelt über die Weltmeere und reist sogar ins Weltall – tour-retour. Kurz: Er war überall, weiß immer Rat, kennt jeden, kann alles. Gerät er trotzdem hie und da in die Bredouille,

ist ihm Göttin Fortuna stets gewogen. Denn was er aus eigener Kraft nicht schafft, gelingt ihm dank seines allzeit verlässlichen Glücks.

So kennt die Welt den Freiherrn von Münchhausen, dessen Geschichten vor rund 250 Jahren erstmals veröffentlicht und seither immer wieder neu aufgelegt wurden. Die Abenteuer des so genannten Lügenbarons sind so übertrieben und aufschneiderisch bis ins Groteske, dass man kaum glauben mag, sie beruhten auf den Erzählungen – geschweige denn den Erlebnissen – eines Menschen, der auch tatsächlich gelebt hat. Und doch gab es ihn. Hieronymus Carl Friedrich von Münchhausen verbrachte freilich sein Leben in weit geruhsameren Bahnen als sein literarisches Alter Ego. Auch gibt es bedeutend weniger Aufzeichnungen über dieses echte Leben als über das er-

AUF EINEN BLICK

»Ein durchaus reeller, wahrheitsliebender Mann«

01 Beschaulich ging es wohl zu im Leben des Hieronymus Carl Friedrich von Münchhausen (1720–1797). Der Freiherr aus Bodenwerder lebte das Leben eines Landedelmanns.

02 Freunde und Bekannte versammelte er in der »Grotte«, wo er abenteuerliche Schnurren zum Besten gab. Die Mehrzahl der Geschichten dürfte heute verloren sein.

03 Doch seine Leidenschaft für übertriebene Anekdoten fiel ihm letztlich auf die Füße: Er grämte sich über die Darstellungen in den Münchhausen-Büchern.

dictete. Immerhin blieben einige Dokumente, einzelne Briefe, Eintragungen im Kirchenbuch und sogar die eine oder andere mündliche Überlieferung erhalten.

Ein Umstand, der vor allem Albrecht Friedrich von Münchhausen zu verdanken ist. Dieser nachgeborene Sohn der Familie veröffentlichte 1872 eine »Geschlechts-Historie derer von Münchhausen von 1740 bis in die neueste Zeit«, die auch heute noch die ergiebigste Quelle zum Leben des Hieronymus darstellt. Als Chronist konnte Albrecht Friedrich nicht nur aus dem Familienarchiv schöpfen, sondern auch auf die Erinnerungen seines Vaters bauen, der seinerseits als junger Mann noch persönlichen Umgang mit dem alten Freiherrn gehabt hatte.

Hieronymus also erblickte vor gut 300 Jahren, am 11. Mai 1720, in Bodenwerder an der Weser im Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg das Licht der Welt. Er war Spross der so genannten schwarzen Linie des alten Adelsgeschlechts Münchhausen. Im Alter von 13 Jahren schickte ihn seine Familie entsprechend den Gepflogenheiten seines Standes und seiner Zeit als Page an den

braunschweigischen Hof nach Wolfenbüttel. Im Winter 1737 brach der junge Mann schließlich nach Russland auf, um dort im Gefolge des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig sein Glück zu machen. Er trat 1739 als Fähnrich in dessen nahe Riga stationiertes Regiment, die Braunschweig-Kürassiere, ein und folgte seinem Herrn in den Russisch-Österreichischen Türkenkrieg.

Im selben Jahr heiratete Herzog Anton Ulrich auf Wunsch der Zarin Anna deren Nichte und designierte Nachfolgerin Anna Leopoldowna. Und bereits im Jahr darauf konnte Münchhausen seiner Mutter in einem Brief stolz sein Vorankommen verkünden: »Den 13. November haben ihre Hoheit der Prinz von Braunschweig als ein Generahl Lissimus über ganz Russland, mir die Extra Überaus Grosse Gnade gethan und mir zum Leutnant bey ihrem Cuirassir regiment bei der Leib Compagnie ernannt.« Einem Dutzend anderen Fähnrichen sei er bei der Beförderung vorgezogen worden »und wann das Glück favorable ist sowerde mit mehr bald aufwärts können«, frohlockte der junge Mann.



DER JUNGE FREIHERR | Seine Zeit bei einem braunschweigischen Kürassierregiment brachte Münchhausen im heute lettischen Riga zu – offenbar weitgehend ohne nennenswerte Vorfälle.

Münchhausen ließ ein zweistöckiges Gartenhaus errichten, genannt die Grotte. Hier erzählte er in ausgesuchter Runde seine Geschichten

Nah am inneren Zirkel

Inzwischen aber waren in Russland unruhige Zeiten angebrochen. Nach dem Tod der Zarin im Oktober 1740 hatte Anna Leopoldowna als Großfürstin die Regentschaft für ihren noch minderjährigen Sohn übernommen. So fand sich Münchhausen als Gefolgsmann ihres Gemahls plötzlich wenn auch nicht mittendrin, dann doch am Rand des innersten Zirkels der Macht wieder. Doch schon im folgenden Jahr kam die Tochter Peters des Großen, Elisabeth Petrowna (1709–1762), durch einen Staatsstreich als Elisabeth I. auf den Zarenthron. Anna Leopoldowna und ihr Braunschweiger Gemahl wurden mitsamt ihren Kindern verschleppt und zum Teil über viele Jahrzehnte in diversen Festungen festgesetzt. Die unglückliche Regentin und ihr Mann verstarben in Gefangenschaft, ihr Sohn, der rechtmäßige Nachfolger auf den Zarenthron, wurde

ermordet, und die übrigen Kinder endeten im Exil.

Münchhausen selbst kam weitgehend unbeschadet durch die bedrohlichen Machtkämpfe am Anfang der 1740er Jahre. Er diente zu jener Zeit im Russisch-Schwedischen Krieg und blieb von den Palastintrigen verschont. Die glänzende Laufbahn in der russischen Armee aber, auf die er zu Recht gehofft hatte, geriet ins Stocken. Erst nach zehn Jahren Wartezeit erklimmte Hieronymus die nächste Stufe der Karriereleiter, als er im Februar 1750 »seinen Verdiensten gemäß« zum Rittmeister befördert wurde. Noch im selben Jahr nahm er sich einen einjährigen Urlaub, den er im Jahr darauf nochmals verlängerte – bis zu seinem endgültigen Abschied.

Aus der Dekade im Militärdienst vermag auch die »Geschlechts-Historie« nur wenig zu berichten. Alles in allem dürfte

Münchhausen eine recht ereignislose Zeit in Riga verbracht haben. Die Kriege gegen die Türken und Schweden waren mit den Friedensverträgen von Belgrad (1739) respektive von Åbo (1743) beendet. Immerhin weiß der Familienchronist von Hieronymus' Hochzeit 1744 in Livland zu berichten. Mit Jacobine von Dunten führte Münchhausen über vier Jahrzehnte eine »kinderlose, übrigens sehr glückliche Ehe«. Wann genau der Kürassier aus der Armee schied, ist nicht mehr zu eruieren. Anscheinend war er aber nach dem Urlaubsantritt 1750 nicht mehr nach Riga oder überhaupt ins Zarenreich zurückgekehrt, sondern lebte fortan mit seiner Gemahlin auf dem Erbgut in Bodenwerder westlich von Braunschweig.

Ein Landedelmann des Rokoko

Hier verbrachte Hieronymus nun seine Tage in Muße als typischer Landedel-

mann seiner Epoche, des Rokoko. Er bestellte und erweiterte sein Gut, stritt mit dem Bodenwerder Bürgermeister um diverse Baumaßnahmen, besuchte Nachbarn, empfing Gäste und widmete sich darüber hinaus am liebsten seinen Hunden, Pferden und gemeinsam mit diesen überaus gerne der Jagd. Außerdem frönte er einer weiteren Leidenschaft: dem Erzählen von fantastisch übertriebenen Geschichten. »Er war ein durchaus realer, wahrheitsliebender Mann, wusste aber aus den gewöhnlichen Jagd- und Reiseereignissen mit schlagendem Witz Phantasiebilder zu schaffen«, notierte

STRACKS DURCHS KUTSCHENFENSTER |

»Einst setzte ich hinter einem Hasen her. Eine Kutsche mit zwey schönen Damen fuhr diesen Weg zwischen mir und dem Hasen. Mein Gaul setzte so schnell mitten durch die Kutsche hindurch, daß ich kaum Zeit hatte, meinen Huth abzuziehen, und die Damen wegen dieser Freyheit unterthänigst um Verzeihung zu bitten.« (Auszug aus Gottfried August Bürgers »Münchhausen«, 1786, und Illustration von Gottfried Franz, 1895).



Albrecht Friedrich in der »Geschlechts-Historie« über Hieronymus' erzählerisches Talent.

Auf dem seinem Adelshof gegenüberliegenden Ufer der Weser ließ Münchhausen ein zweistöckiges Gartenhaus errichten, genannt die Grotte, in dem er in ausgesuchter und geselliger Runde mit Freunden und Bekannten zusammenkam. »Fast nur in dem vertrautesten Kreise war er zum Erzählen zu bringen, gewöhnlich nur nach dem Abendessen, nachdem sein kolossaler Meerschampkopf mit kurzem Rohr in Rauch gesetzt war und ein dampfendes Glas Punsch neben ihm stand«, zitiert der Autor der Familienchronik eine biografische Skizze, die, »nach Inhalt, Schrift und Papier zu urtheilen, aus der Zeit seines Ablebens herrühren wird«. Hatte der Baron erst einmal Schwung genommen, wurde auch sein Vortrag temperamentvoller: »So wirbelten auch die Wolken aus seiner Pfeife immer dicker empor; seine Arme wurden immer unruhiger; das kleine Stutzperückchen fing an auf dem Kopfe herumzutanzten, das Gesicht ward lebhafter und rother.«

Ob Münchhausen seine Geschichten tatsächlich nur im »vertrautesten Kreise« zum Besten gab, ist heute natürlich nicht mehr zweifelsfrei festzustellen, scheint allerdings fraglich. Auf einen Anhaltspunkt dafür, dass der Baron seine erzählerische Passion gerne auch vor Fremden auslebte, stieß der Münchhausen-Kenner Werner R. Schweizer in den 1960er Jahren. Der Germanist der University of Nottingham entdeckte in der Autobiografie des heute beinahe komplett vergessenen Schriftstellers und Bibliothekars Heinrich August Ottokar Reichard (1751–1828) eine aufschlussreiche Anekdote. Demnach hatte Reichard während des Jahres 1767 als Student in Göttingen mehrmals mit Münchhausen gespeist, »dem seine Gewandtheit im Lügen Weltberühmtheit erworben«. Bei einer dieser Gelegenheiten habe sich ein durchreisender Offizier, der ebenfalls an der Tafel saß, den Baron aber nicht kannte, durch dessen maßlos übertriebene Geschichten verspottet gefühlt, »und weil auf der anderen Seite Herr von Münchhausen durch das öftere Erzählen an seine eigenen Märchen wie an ein

»... ganz
cavalierement, mit
militärischem
Nachdruck und
Feuer, aber mit der
leichten Laune des
Weltmanns«

Albrecht Friedrich von
Münchhausen

Evangelium glaubte, so entspann sich ein Wortwechsel«. Der Disput habe schnell an Fahrt aufgenommen und hätte nach Reichards Einschätzung sein Ende wohl »im Kugelwechsel« gefunden, wenn nicht der fremde Offizier diskret und gerade noch rechtzeitig über die Marotte des Freiherrn aufgeklärt worden wäre.

Ein weiterer Hinweis darauf, dass die Schnurren Münchhausens durchaus außerhalb seiner engsten Umgebung die Runde machten, findet sich in der »Geschlechts-Historie«. Sein Vater, so berichtet der Autor, habe ab 1772 zu alljährlichen Saujagden geladen und ihm selbst davon erzählt, »dass, wenn bei Tisch in der gehobenen Stimmung die Jäger bei der Aufzählung ihrer Heldenthaten den

RITT AUF DER KANONENKUGEL | »Vor Muth und Dienstfeier fast ein wenig allzu rasch, stellte ich mich neben eine der größten Kanonen, die so eben nach der Festung abgefeuert ward, und sprang im Hui auf die Kugel, in der Absicht, mich in die Festung hineinragen zu lassen.«



Mund sehr voll nahmen, von anderen, als Dämpfer eingeworfen ist: wie der Herr von Bodenwerder doch noch ganz andere Thaten gethan«.

Wie dem auch sei – ob nun im vertrauten Kreis erzählt oder im Gasthof: Die Aufschneidereien des Barons stießen offenbar auf ein zumeist dankbares, stetig wachsendes Publikum. Die Geschichten wurden weitererzählt und fanden so letztlich auch den Weg zwischen Buchdeckel. Bereits 1761 stellte Rochus Friedrich zu Lynar (1708–1781), ein deutscher Diplomat in dänischen Diensten, zur moralischen Erbauung seiner Dienerschaft unter dem Titel »Der Sonderling« ein kleines Bändchen mit diversen Erzählungen zusammen, von denen drei offenbar aus dem Repertoire des Barons von Münchhausen stammten, wenngleich sein Name nicht genannt wurde. 20 Jahre darauf wurde es schon etwas konkreter: Die Berliner Zeitschrift »Vade Mecum für lustige Leute« veröffentlichte 1781 unter dem Titel »M-hs-nsche Geschichten« 16 scherzhaft-abenteuerliche Anekdoten eines anonymen Autors. Der Geologe und Übersetzer Rudolf Erich Raspe nennt

schließlich den vollen Namen. Zwischen 1785 und 1789 bringt er in London insgesamt sieben Auflagen seines Buchs »Baron Munchhausens Narrative of His Marvellous Travels and Campaigns in Russia« heraus – allerdings ebenfalls anonym. Er hatte die Stücke aus dem »Vade Mecum« frei übersetzt und zwei neue Anekdoten hinzugefügt.

Anonyme Autoren, geklaute Geschichten

Es war nicht Raspes erster Akt der Selbstbedienung. Der 1736 in Hannover geborene Sohn eines Bergbaubeamten wurde 1767 zum Kurator und Professor der Altertümer an das Collegium Carolinum in Kassel berufen, wo er unter anderem die Münz- und Kunstsammlung unter seinen Fittichen hatte. Was dann geschah, wollen wir wieder der Geschlechts-Historie entnehmen: »Er war ein bedeutendes Genie, wie seine vielen und vielseitigen Druckwerke beweisen, übrigens ein verkommener gemeiner Mensch, der von Kassel flüchten musste, weil er jene Sammlungen bestohlen hatte, auf erlassenen Steckbrief ergriffen wurde, aber entsprang und nach England gelangte.«

1786 endlich erschien die bis heute bekannteste Sammlung der Erzählungen: »Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen: wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt« von Gottfried August Bürger (1747–1794). Der Dichter der »Leonore« wollte seinen Namen allerdings auch nicht auf dem Buchumschlag gedruckt sehen. Bürger hatte die englische Vorlage von Raspe seinerseits frei übertragen, bearbeitet und erheblich erweitert.

Es ist unwahrscheinlich, dass Bürger jemals in der »Grotte« zu Bodenwerder saß und dem Baron beim Erzählen lauschte. Wie viele der dutzenden Geschichten tatsächlich von Hieronymus selbst stammen, ist unbekannt. Der Schweizer Kunsthistoriker Bernhard Wiebel, ein ausgewiesener Münchhausen-Experte, berichtete vor einigen Jahren in der »Neuen Zürcher Zeitung«, ein Angehöriger der Familie Münchhausen schätze, dass höchstens zwei oder drei authentisch seien. Mögen es auch mehr sein, sicher ist, dass nicht alle münch-

hausenschen Angebereien auch auf Münchhausen zurückgehen. Manche der Anekdoten findet man schon beim antiken Satiriker Lukian (um 120–nach 180), andere in Schwankbüchern aus dem 16. Jahrhundert.

Eher brachial als kokett

In seiner »Kulturgeschichte der Neuzeit« charakterisierte der österreichische Autor und Philosoph Egon Friedell (1878–1938) das Rokoko als »immer viel-sagend lächelnd, aber selten eindeutig lachend; amüsan, pikant, kapriziös; feinschmäckerisch, witzig, kokett; anekdotisch, novellistisch, pointiert; plaudernd und degagiert«. Das alles trifft auf die münchhausenschen Episoden zu –

AUFS HALBE PFERD GESETZT | »Ich ritt meinen athemlosen Lithauer zu einem Brunnen auf dem Marktplatze und ließ ihn trinken. Er soff ganz unmäßig. Als ich mich nach meinen Leuten umsah, was meint Ihr wohl, Ihr Herren, was ich da erblickte? Der ganze Hintertheil des armen Thieres war fort. So lief denn hinten das Wasser wieder heraus.«



und gleichzeitig auch nicht. Denn von Esprit und verfeinerten Sitten, wie wir sie im Rokoko vermuten, ist kaum etwas zu erkennen in den Prahlereien des Lügenbarons. Hin und wieder blitzt die noble Lebensart zwar auf – etwa wenn der Baron mit dem Pferd durch die aufgezogenen Fenster einer Kutsche springend die Zeit findet, »meinen Hut zu ziehen und die Damen wegen dieser Freiheit untätigst um Verzeihung zu bitten«. Der Tenor der meisten Geschichten ist dann aber doch eher derb – einen Wolf kehrt der Held »wie einen Handschuh« um, einen Bär sprengt er auseinander, und mit dem Ladestock seiner Flinte schießt er sieben Hühner zugleich, »die sich wohl wundern mochten, so früh am Spieße vereinigt zu werden«.

Auch der Stil des Vortrags ist eher brachial als kokett. Alle Ausgaben der Geschichten handeln die Erzählungen letztlich als niedergeschriebene Monologe ab. Der Ich-Erzähler hebt zum Vortrag an – und findet kaum ein Ende. Ohne Überschrift und Zwischentitel folgt ein Abenteuer dem anderen, jeder Übertreibung eine nächste, absurdere –

von den Zuhörern, dem Publikum, dem diese Erzählungen gelten, fehlt hingegen jede Spur. »Dass der ›Zirkel der Freunde‹ in den Buchtitel eingebaut ist, wirkt wie Hohn«, meinte der 1991 verstorbene Schweizer Literaturwissenschaftler Max Lüthi in seinem sonst liebevollen Nachwort für die aktuelle Ausgabe des bürgerlichen Werks. »Diese Trinkgemeinschaft kommt nie zu Wort, wir hören keine Zwischenrufe oder Zwischenfragen.«

Das kann ermüden – und doch gefällt und gefällt es bis heute. »Seit 1786 sind 4000 Münchhausen-Ausgaben in 100 Sprachen mit einer Gesamtauflage von sechs Millionen Exemplaren erschienen«, hielt Kunsthistoriker Wiebel fest. Erst 2012 brachte die ARD den Stoff mit Jan Josef Liefers in der Hauptrolle als Zweiteiler im Weihnachtsprogramm. Populärer ist aber auch heute noch Hans Albers als Münchhausen in dem legendären Film von 1943, dessen Drehbuch Erich Kästner verfasste, der, weil er von den Nazis mit Schreibverbot belegt war, unter dem Pseudonym Berthold Bürger schrieb.

»Durch Bürgers Bosheit vor aller Welt prostituiert«

Populär waren die Erzählungen schon zur Zeit ihrer ersten Veröffentlichung – davon künden allein die zahlreichen Auflagen. Hieronymus selbst bekam durch Bürgers Buch »die erste Kunde von dem Druck seiner wirklichen oder vorgeblichen Geschichten«, hält Albrecht Friedrich in der »Geschlechts-Historie« fest. »Den tiefen Verdruss darüber hat er nie verwunden, auch meinem Vater mehrfach bitterlich geklagt: dass er durch Bürgers Bosheit vor aller Welt prostituiert werde.« Immer misstrauischer und wortkarger sei der Baron geworden, von dem es doch einst hieß, er »habe seine Geschichten ganz cavalierement, mit militärischem Nachdruck und Feuer, aber mit der leichten Laune des Weltmanns zum Besten gegeben, als Sachen, die sich von selbst verstehen«.

Dass der Freiherr vom Münchhausen in hohem Alter schweigsam und griesgrämig wurde, hat aber wohl nur am Rand mit den ihm zugeschriebenen Lügengeschichten zu tun. 1790 starb seine geliebte Gattin, und der Freiherr gelangte schon

bald nach ihrem Tod zu dem Schluss, »dass er bei seiner zunehmenden Altersschwäche größerer Pflege bedürfe«. 1794 schien eine perfekte Lösung gefunden: Im Januar heiratete der Greis ein 20-jähriges Mädchen namens Bernhardine Brun, genannt Bärne. Die Ehe wurde alles andere als glücklich. »Es ist ein trauriger Roman, wie der alte treuherzige Ehrenmann fiel in die schmutzigste Umgarnung«, erfahren wir aus der »Geschlechts-Historie«.

Das Unglück kündigte sich demnach schon in der Hochzeitsnacht an, die zu keiner wurde. Die junge Braut tanzte ungeachtet der Vorhaltungen des alten Bräutigams bis in den Morgen und ward erst »durch die etwas kräftige Vorstellung der Haushälterin, Frau Nolte, bewogen, das Fest zu verlassen«. Die gewiss parteiische, aber durchaus glaubhafte »Geschlechts-Historie« zählt weitere Verfehlungen des Mädchens auf. Angeblich hatte Bärne eine voreheliche Liebschaft nicht aufgegeben und ging darüber hinaus auch noch Affären mit anderen jungen Männern ein – teilweise sogar in aller Öffentlichkeit und mit dem Wissen ihrer Eltern.

Außerdem gab sie Münchhausens Geld mit einem derartigen Eifer aus, dass er ihr schon nach wenigen Wochen »die Kassenschlüssel abnehmen musste«. Sie wusste sich ihrerseits mit heimlichen Verkäufen aus dem Haushalt zu helfen. Schon im Herbst 1794, kein volles Jahr nach der Hochzeit, hatte der Freiherr genug und leitete das Scheidungsverfahren ein – ein jahrelanger, schmach- und qualvoller Prozess nahm seinen Anfang, der den Baron finanziell und gesundheitlich ruinierte.

Das bodenwerdersche Kirchenbuch kennt keine Ausschmückungen: Hieronymus von Münchhausen starb am 22. Februar 1797 »an Krampf und Schlagfluss, alt 76 Jahre, 9 Monate«.

(Spektrum Geschichte, 2/2020)

Spektrum

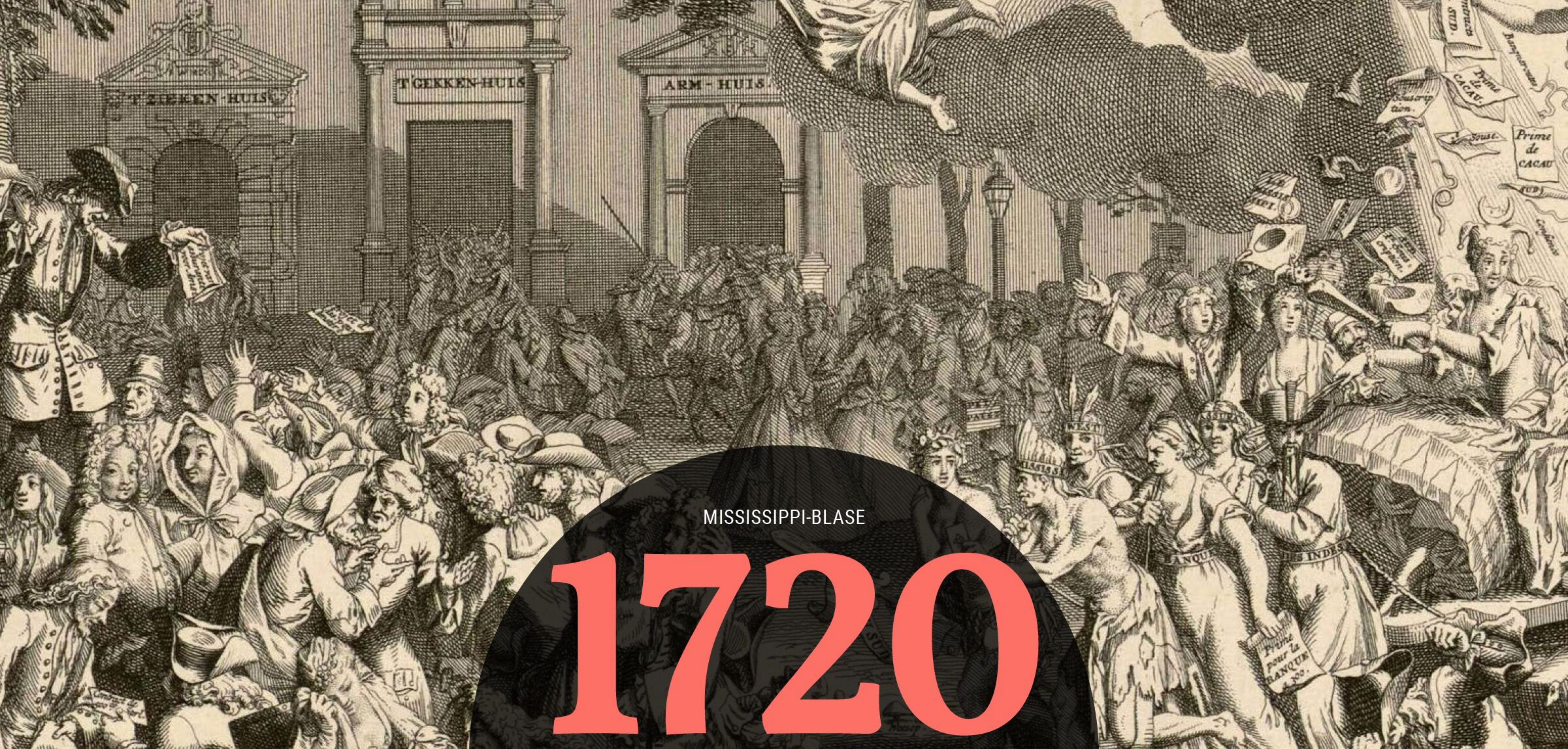
der Wissenschaft



Spektrum eLearningFlat

inklusive über 60 Kursen

JETZT GRATIS KENNEN LERNEN!



MISSISSIPPI-BLASE

1720

DAS JAHR DES ERSTEN GROSSEN CRASHS

von Maximilian Zech

Als der »Sonnenkönig« stirbt, braucht das bankrotte Frankreich dringend ein Wirtschaftswunder. Es kommt in Form John Laws, Spieler, Dandy und Finanzgenie. Er bläst in Paris die größte Spekulationsblase auf, die die damalige Welt je gesehen hat.

Es müssen surreale Szenen gewesen sein, die sich in jenen spätsommerlichen Wochen in Paris abspielten. Keine drei Jahre war es her, dass Frankreich vor dem Staatsbankrott gestanden hatte, die Wirtschaft am Boden, ein Großteil der Bevölkerung verarmt und in Elend. Nun, im September 1719, erfasste ein Kaufrausch die Stadt an der Seine. Der englische Kaufmann Daniel Defoe, der wenige Monate zuvor seinen Erstlingsroman »Robinson Crusoe« anonym veröffentlicht hatte, schrieb perplex in die Heimat: »Man sieht 800 neue Kutschen in Paris, und die reich gewordenen Familien kaufen neues Tafelsilber, neue Möbel, neue Gewänder und eine neue Equipage, so dass hier ein ganz gewaltiger Handel herrscht.« Auch der englische Politiker Daniel Pulteney wurde Zeuge dieses Schauspiels: »Gestern hörte ich, dass ein Geschäft in weniger als drei Wochen Spitze und Leinen für 800 000 Livres abgesetzt hat – und das hauptsächlich an Kunden, die zuvor nie Spitze trugen«, schrieb

der Brite. »Die täglichen Berichte dieser Art klingen dermaßen außerordentlich, dass man sie im Ausland kaum glauben wird.« Aus gutem Grund, wie sich bald schon zeigen sollte. Denn der märchenhafte Wohlstand, der vielen Franzosen und Ausländern innerhalb von Monaten in den Schoß gefallen war, stand auf tönernen Füßen.

Was kaum jemand ahnte: Paris befand sich mitten in einer der größten Spekulationsblasen der Geschichte, aufgepustet von einem zwielichtigen Mann, der erst wie ein Erlöser gefeiert wurde und sich bald darauf bei Nacht und Nebel aus dem Land stehlen musste. Das nahezu zeitgleiche Platzen der französischen Mississippi-Blase und der von ihr beeinflussten Südseeblase in England löste 1720 in Europa die erste große Finanzkrise aus – mit weit reichenden Folgen.

Der erste Dominostein war bereits zwei Jahrzehnte zuvor gefallen. Am 1. November des Jahres 1700 war König Karl II. von Spanien kurz vor seinem 39. Geburtstag im königlichen Palast zu Madrid gestorben. Karl war der letzte spanische Herrscher aus der Dynastie der Habsburger, und er war kinderlos. Doch der Kö-

AUF EINEN BLICK

Als der Aktienmarkt seine Unschuld verlor

01 Ab 1715 hilft dem wirtschaftlich bankrotten Frankreich ein gewisser John Law wieder auf die Beine. Der schillernde Ökonom gilt seinen Zeitgenossen bald als Genie.

02 Doch dem sagenhaft erfolgreichen System Laws liegt ein dunkles Geheimnis zu Grunde: nicht einhaltbare Renditeversprechen und eine Geldpolitik, wie geschaffen für eine Spekulationsblase.

03 1720 platzt die so genannte Mississippi-Blase in Frankreich. Dies löst eine Kettenreaktion am europäischen Finanzmarkt aus, die das Vertrauen in den noch neuen Aktienhandel über Jahrzehnte erschüttert.

nig, der weder körperlich noch geistig als gesund galt, hatte Philipp, den Herzog von Anjou, bereits zum Nachfolger bestimmt. Das Problem: Philipp stammte aus dem Haus der Bourbonen, genau wie sein in Versailles herrschender Großvater Ludwig XIV., der Frankreich zur mit Abstand stärksten und einflussreichsten Großmacht des Kontinents gemacht hatte. Nun sollten auch noch Spanien mit- samt seinem gewaltigen Kolonialreich sowie die zur spanischen Krone gehörenden Herrschaften über Sardinien und Süditalien in die Hände der Bourbonen fallen.

Der Erbfolgekrieg drängt die Staaten an den Rand des Ruins

Zu denen, die eine solche Machtkonzentration Frankreichs nicht akzeptieren konnten, zählten sowohl der Habsburger Leopold I., Kaiser im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, als auch England, das seine eigenen Hegemonialansprüche gefährdet sah. So kam es 1701 zum Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs, der sich über weite Teile Europas erstreckte und sogar in der Neuen Welt ausgetragen wurde. Als nach 13 Jahren

die Waffen endlich schwiegen, wurde ein Friede geschlossen, mit dem sich die beteiligten Großmächte gut arrangieren konnten. Die Bourbonen behielten die spanische Krone, das Haus Habsburg gewann die Österreichischen Niederlande und Gebiete in Italien. Und England verlebte sich nicht nur den wichtigen Stützpunkt Gibraltar sowie die Insel Menorca ein, sondern konnte auch seinen Status als führende See- und Handelsmacht weiter ausbauen. Der Preis dieser Erfolge war jedoch hoch – und zwar buchstäblich.

England und insbesondere Frankreich hatten sich durch den Spanischen Erbfolgekrieg finanziell nahezu ruiniert und astronomisch hohe Schuldenberge angehäuft. Als Folge rutschte Frankreich in eine wirtschaftliche Rezession, unter der das ganze Volk litt. Der Ökonom Nicolas Dutot (1684–1741) schrieb rückblickend: »Der Handel war zerstört, der Konsum auf die Hälfte geschrumpft, und die Bebauung des Bodens wurde vernachlässigt. Die Menschen waren unglücklich, und die Bauern schlecht gekleidet und ernährt [...] Den Adligen ging es nicht besser. Sie waren durch Steuern und Kriegskosten ruiniert und erhielten keine Ein-



ALAMY / GL ARCHIVE

JOHN LAW OF LAURISTON | Durch seine Gewandtheit auf dem gesellschaftlichen Parkett gelangte der Ökonom, der seine Jugend als Dandy und Spieler verbrachte, in die höchsten Kreise der französischen Gesellschaft.

nahmen mehr vom König.« Die Lage war dramatisch: Im Jahr 1715 verzeichnete der französische Staat eine stetig wachsende Schuldensumme von geschätzt zwei bis drei Milliarden Livres. In einer Zeit, in der hoch verschuldete Staaten noch unüblich waren, konnte das nur eines bedeuten: Der Fiskus musste so schnell wie möglich seine finanziellen Altlasten loswerden, um das Land vor dem Bankrott zu retten. Aber wie sollte es jemals gelingen, diese exorbitante Summe zu begleichen? Ein Mann aus Schottland bot eine Lösung, die ihn in den Augen vieler Zeitgenossen als Genie erscheinen ließ.

Sein Name: John Law. Über ein Jahrhundert später wird Karl Marx diese schillernde Persönlichkeit als Mischung aus Schwindler und Prophet charakterisieren. Und Joseph Schumpeter, einer der bedeutendsten Ökonomen des 20. Jahrhunderts, stellt ihn »in die erste Reihe der Geldtheoretiker aller Zeiten«.

Zunächst aber tritt John Law als Spieler in den Pariser Salons in Erscheinung. 1671 als Sohn eines wohlhabenden Goldschmieds in Edinburgh geboren, erbt der Jugendliche ein beträchtliches Vermögen. Der Schotte geht nach London, wo er das

Leben eines Dandys führt und an den Spieltischen in kurzer Zeit sein väterliches Erbe verschleudert. 1694 kommt es zur Zäsur: Law tötet in einem Londoner Park einen jungen Mann im Duell. Ging es wirklich um eine Frau, oder spekulierte der notorisch klamme Schotte darauf, dass sein Kontrahent das Gefecht scheuen und den Streit mit Geld beilegen würde? Law wird kurz darauf verhaftet und zum Tode verurteilt.

Doch unter ungeklärten Umständen gelingt ihm die Flucht aus dem King's Bench Prison, und er rettet sich vor der englischen Justiz auf das Festland. Es folgt in den kommenden Jahren ein Nomadenleben zwischen den europäischen Metropolen. Der verurteilte Mörder wird zu einem professionellen und erfolgreichen Spieler, der mit einigen der reichsten und bedeutendsten Personen seiner Zeit am Spieltisch sitzt. Gleichzeitig bringt Law sich selbst die Gesetze der Ökonomie bei und entwickelt ein eigenes monetäres System, das er 1705 in dem Buch »Money and Trade Considered – With a Proposal for Supplying the Nation with Money« (Betrachtungen über Geld und Handel – Mit einem Vorschlag, wie

Laws Grundidee:
Nur wenn genügend
Geld kursiert, kann
es mit der Wirtschaft
bergauf gehen

die Nation mit Geld versorgt werden kann) darlegt.

Das de facto bankrotte Frankreich nutzt die einzige Chance

Mehreren europäischen Regierungen bietet der Schotte an, die Staatsfinanzen nach seinem System zu reformieren, keine zeigt Interesse. Doch dann, am 1. September 1715, schlägt Laws Stunde. An diesem Tag stirbt nach 72-jähriger Herrschaft König Ludwig XIV. in Versailles und hinterlässt das wirtschaftlich zerrütete Land seinem Urenkel, Ludwig XV. Da der neue Monarch erst fünf Jahre alt ist, übernimmt ein Neffe des Sonnenkönigs, Philipp II. von Orléans, die Regentschaft für das Kind. Philipp ist ein Freund und Gönner John Laws, den er aus den Pariser Spielsalons kennt und von dessen Ideen der Herzog von Orléans fasziniert ist. Er wird dem Schotten endlich die Chance geben, die Theorien in der Praxis zu erproben, um Frankreich aus dem Schuldenumpf zu ziehen und die Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen.

Law geht davon aus, dass eine Volkswirtschaft profitiert, wenn möglichst viel Geld im Umlauf ist. Denn je größer die

Geldmenge, desto günstiger ist es, sich welches zu leihen, was wiederum Investitionen erleichtert und so das Wirtschaftswachstum ankurbelt. Die Menschen, so die Grundidee, sollten so schnell und unkompliziert wie möglich durch Kredite an viel Geld gelangen können, um es in wirtschaftliche Unternehmungen oder Konsummittel zu investieren. Doch um eine massive Ausweitung der Geldmenge zu erreichen, war es nötig, das bisherige Zahlungsmittel – Münzen aus Edelmetall – durch ein neues, beliebig reproduzierbares zu ersetzen: Papiergeld. John Law war nicht der Erfinder dieser finanzpolitischen Innovation, aber er war der Erste, der die Meinung vertrat, dass Papiergeld nur zu einem geringen Teil durch »reale« Werte wie Edelmetalle gedeckt sein müsse. Was Law vorschwebte, war eine französische Zentral- und Notenbank nach dem Vorbild der 1694 gegründeten Bank of England, die für alle wichtigen Entscheidungen bezüglich der Währung verantwortlich sein sollte. Da der Regent jedoch der teuren Gründung einer staatlichen Bank nicht zustimmte, schuf der schottische Ökonom 1716 kurzerhand eine private

Notenbank, die Banque générale privée. Bald schon wurden die Druckerpressen angeworfen und Kredite in Form von Papiergeld vergeben. Nach und nach zog man die Münzen aus dem Verkehr und ließ die Franzosen stattdessen mit Scheinen bezahlen. 1717 wurden die Banknoten zum gesetzlich festgelegten Zahlungsmittel erklärt.

Offenbar war die französische Regierung von Laws Taten und ihren Auswirkungen so angetan, dass sie bereits im folgenden Jahr seiner ursprünglichen Idee einer staatlichen Notenbank plötzlich sehr aufgeschlossen gegenüberstand. Im Dezember 1718 wurde aus der Banque générale die Banque royale, die sich im alleinigen Besitz der französischen Krone befand. Unterdessen liefen die Notenpressen weiter auf Hochtouren, es wurden reichlich Kredite vergeben, für die Wertpapiere als Sicherheiten ausreichend waren. Laws Plan ging auf: Die Franzosen kamen leicht an frisches Geld, und die Wirtschaft erblühte.

Reichtum aus den Druckerpressen

Der Schotte selbst schrieb Jahre später: »Es gab keine Bankrotte mehr in Frank-

reich, Industrie und Handel waren wiederhergestellt; die Manufakturen erhöhten ihre Produktion um das Zwei- bis Fünffache. Die Böden, die seit langer Zeit brach gelegen hatten, wurden wieder unter den Pflug genommen, alle Hände arbeiteten; man nahm sogar die Armen aus den Asylen heraus, um sie zu beschäftigen.« Freilich hatte Laws Plan eine Schattenseite: Die Überschwemmung des Marktes mit Geld und die explodierende Nachfrage nach Konsumgütern sorgten innerhalb eines Jahres dafür, dass sich die Preise aller Waren verdoppelten.

Dennoch: John Law hatte Wort gehalten und der französischen Wirtschaft binnen kurzer Zeit neues Leben eingehaucht. Sein noch größeres Ziel, den Abbau der Staatsschulden, hatte er währenddessen nicht aus dem Blick verloren. Inspirieren ließ sich der Ökonom insbesondere von den großen englischen Handelsgesellschaften wie der East India Company oder der 1711 gegründeten South Sea Company. Diese waren gewinnorientierte und mehrheitlich in privater Hand befindliche Aktiengesellschaften, die jedoch mit staatlichen Privilegien ausgestattet und eng mit dem Staatsapparat verknüpft waren. Na-

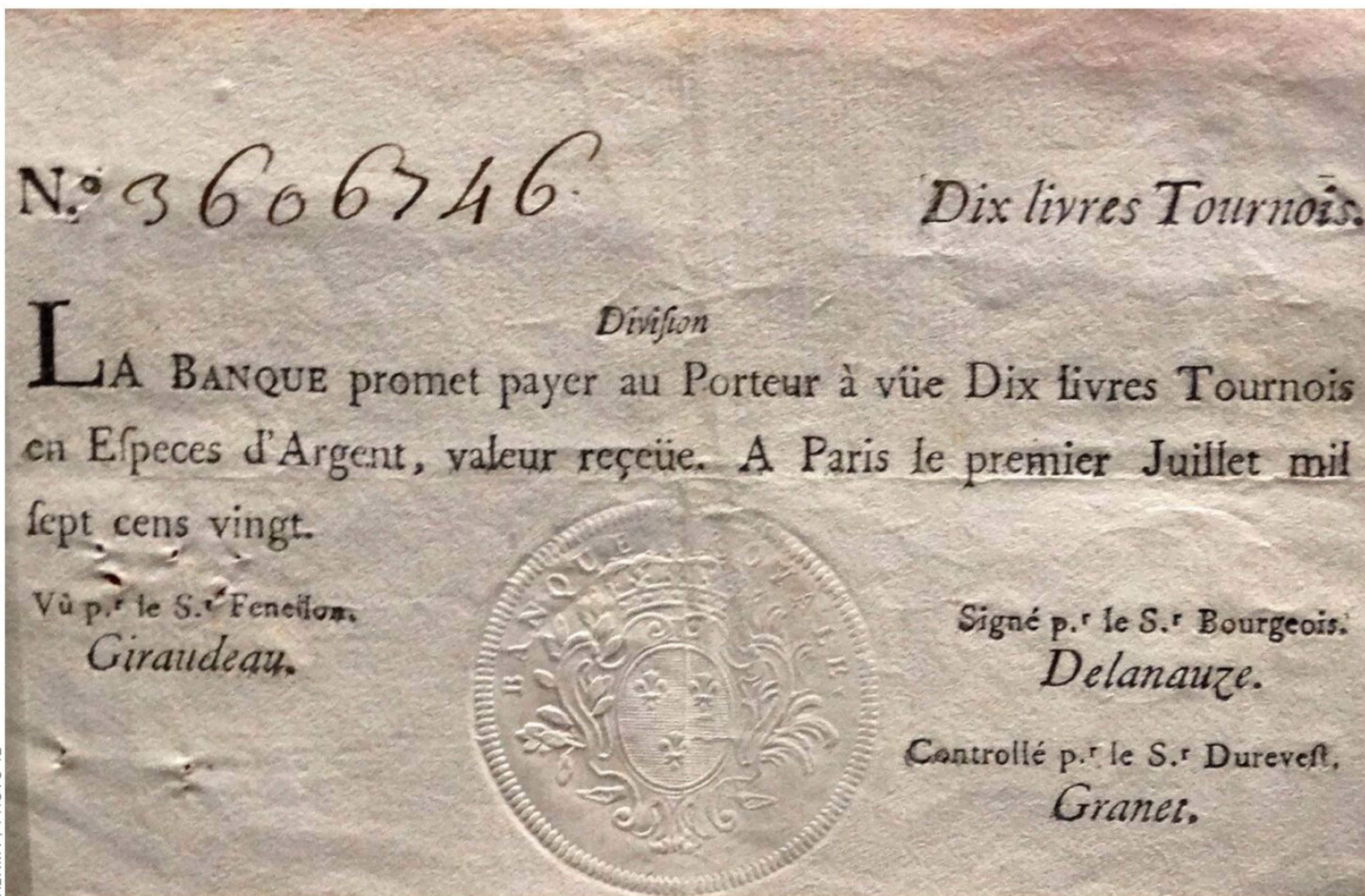
mentlich die South Sea Company hatte Jahre zuvor dazu beigetragen, dass britische Staat einen Teil seiner Schulden begleichen konnte. Ein Modell zum Nachahmen? Auch Frankreich besaß Gebiete in Nordamerika, und es besaß eine Handelsgesellschaft. Louisiana, so der Name des Überseeterritoriums, erstreckte sich über fast 5000 Kilometer entlang des Mississippi vom Golf von Mexiko bis ins heutige Kanada.

Eine Goldgrube, befand Law, deren schier unerschöpfliche Ressourcen und Potenziale man nur fördern müsse. 1717 wurde die französische Westindienkompanie als Compagnie d'Occident (Kompanie des Westens) neu gegründet. Bis heute ist sie auch unter dem Namen Mississippi-Kompanie bekannt. Sie hatte zwei Ziele: Sie sollte den Handel mit Louisiana entwickeln und Gewinne erwirtschaften. Vor allem aber sollte sie nach dem Vorbild der South Sea Company dabei helfen, den staatlichen Schuldenberg abzutragen.

Aus Schuldverschreibungen werden Unternehmensanteile

Das Prinzip war denkbar einfach: Die Gläubiger konnten ihre Staatspapiere ge-

Das Prinzip war einfach:
Man tauschte seine
wertlosen Staatsanleihen
gegen Aktien der
Kompanie – und hoffte
auf den großen Gewinn



10 LIVRES TOURNOIS | Mit Papiergeld ließ sich mehr Geld in Umlauf bringen, selbst wenn die Gold- und Silbermenge stagnierte. Strittig war, wie viel Edelmetall dafür in Reserve gehalten werden musste.

gen Anteile der Kompanie eintauschen. Auf diese Weise verlor der Staat seine Schulden, während die Aktionäre bei steigenden Kursen und hohen Dividenden auf noch deutlich größere Gewinne spekulieren konnten, als ihnen bisher durch Zinsen in Aussicht standen. Je höher also das Interesse an den Aktien der Compagnie d'Occident war, desto mehr Schulden ließen sich konvertieren. Und

das Interesse wiederum war geknüpft an den Glauben, dass die Handelsgesellschaft tatsächlich im Stande war, enorme Gewinne aus den französischen Gebieten am Mississippi zu holen. Eine Vorstellung, die von Law permanent genährt wurde.

Hatte bisher, anknüpfend an Karl Marx, bei dem Schotten noch das Prophetische dominiert, kam nun der Schwind-

ler zum Vorschein. Der Ökonom nutzte seinen politischen Einfluss, um die Mississippi-Kompanie in den kommenden drei Jahren zu einem monströsen Konglomerat aufzublasen. Das Monopol für den Handel mit Louisiana wurde zügig auf sämtliche französischen Kolonien ausgeweitet. Bald besaß die Gesellschaft auch das königliche Privileg, Münzen zu prägen und Steuern einzutreiben. Eine

solche Machtfülle allein hätte schon ausgereicht, um den Aktienkurs nach oben zu treiben. Hinzu kamen gezielte Manipulationen durch die Medien. Aus den Reihen der Kompanie wurden zahlreiche Zeitungsberichte lanciert, in denen Louisiana als ein gelobtes Land gepriesen wurde mit mildem Klima und ebenso reichem Wild- wie Gold-, Silber-, Kupfer- und sogar Smaragdorkommen. In Wahrheit gab es dort nur wenig, was sich in klingende Münze umsetzen ließ. Um mehr Siedler in die Neue Welt zu locken und ihnen teuren Boden zu verkaufen, wurde 1718 die Stadt La Nouvelle Orléans, benannt nach Laws königlichem Gönner, gegründet. Bereits ein Jahr danach konnte man in der Zeitung »Nouveau Mercure« lesen, dass in New Orleans 800 Häuser stünden, zu denen jeweils ein Landbesitz mit der beeindruckenden Größe von 120 Morgen gehöre. Ein Reisender beschrieb die Stadt wenige Jahre später als ärmliche Ansammlung von ein paar Holzhütten.

Da Law nicht nur Chef der inzwischen in »Compagnie des Indes« (Kompanie beider Indien) umbenannten Handelsgesellschaft war, sondern auch weiterhin

Direktor der Banque royale, konnte er leicht die Geldschleusen öffnen, um die Anteilseigner der Kompanie mit noch mehr Kapital zu versorgen. »Je mehr Wert die Aktien im Besitz eines Aktionärs hatten, umso mehr Kredit bekam er«, schreibt der Schweizer Ökonom Mathias Binswanger. »Der Anstieg der Aktienkurse führte so zu weiterer Geldschöpfung, welche wiederum zu weiteren Aktienkäufen und damit zu einem weiteren Anstieg der Aktienkurse führte. Dies waren nun wirklich optimale Bedingungen für die Entwicklung einer spekulativen Blase.«

Eine Rendite von fast 2000 Prozent – binnen eines Jahres

So wundert es nicht, dass der Aktienkurs der Mississippi-Kompanie bald in fantastische Höhen schnellte, zusätzlich angefacht von immer neuen Aktienaushängen und irrwitzigen Dividendenankündigungen. Konnte man im Januar 1719 ein Wertpapier noch für 500 Livres kaufen, lag der Preis im Dezember bei knapp 10000 und hatte sich damit innerhalb eines Jahres verzwanzigfacht. In der Pariser Rue Quincampoix, wo die Büros der

Die Ereignisse in Frankreich und England lösen europaweit ein Finanzbeben aus

Kompanie lagen, befand sich das Epizentrum der Aktienmanie. Hier herrschte ein tumultartiges Treiben. Während einige säckeweise das Geld abtransportierten, das sie durch den Verkauf ihrer Anteile erhalten hatten, drängten sich Menschen aus ganz Europa und aller Schichten in der engen Gasse, um irgendwie ein paar Wertpapiere zu ergattern. Ein Angehöriger der britischen Botschaft berichtete von Fürsten und Herzögen, die ihre Landgüter und Juwelen verkauften, um vom Erlös Aktien zu erwerben.

Überhaupt konnte man sich auf der anderen Seite des Ärmelkanals nur erstaunt die Augen reiben angesichts dessen, was der entflohene Sträfling Law im Nachbarland tat. Die Angst, von Frankreich wirtschaftlich abgehängt zu werden, war groß. Und so kopierte man mit der britischen South Sea Company, die einst Laws Vorbild gewesen war, kurzerhand dessen System und begann Anfang 1720, die gesamten Staatsschulden in Unternehmensanteile umzuwandeln, wobei sich die Company der gleichen fragwürdigen Methoden bediente, um das Interesse an ihren Aktien zu steigern. Mit Er-

folg: Der Kurs der South Sea Company lag im Februar bei 130; bis August 1720 wird er auf seinen Höchststand bei über 900 Pfund klettern.

Laws Macht und Ansehen steigen mit dem Aktienkurs

Am 8. Januar stand John Law auf dem Gipfel seines Ruhms. An diesem Tag war der Kurs auf das Allzeithoch von 10100 Livres gestiegen. Law war Direktor der französischen Notenbank, Chef des ersten diversifizierten Megakonzerns der Geschichte mit einem Wert von mehr als sechs Milliarden Livres und seit drei Tagen noch zusätzlich Finanzminister Frankreichs. Und er war geradezu sagenhaft reich. Ganz Europa sah in dem Schotten das größte lebende Finanzgenie.

Dann geschah etwas Seltsames.

Der Aktienkurs der Compagnie des Indes stieg nicht weiter an, er stagnierte. Vermutlich hatten viele Anleger den Zeitpunkt für günstig gehalten, ihre Aktien zu verkaufen und die Gewinne einzustreichen. Vielleicht beschlich sie auch zunehmend die Ahnung, dass der Unternehmenswert in keiner Weise mehr die tatsächlichen wirtschaftlichen Aktivitä-

ten der Handelsgesellschaft widerspiegeln konnte. Um die Furcht vor einer noch stärkeren Überhitzung auszuräumen, ließ John Law den Kurs im März auf 9000 Livres fixieren. Doch dann beging der Schotte einen kapitalen Fehler: Um gegen die überhandnehmende Inflation vorzugehen, beschloss er am 21. Mai, den Wert der Aktien und der Banknoten zu halbieren. Seine Hoffnung war, dass sich der Kurs bei etwa 5000 Livres einpendeln würde. Er erreichte das Gegenteil. Wütende Menschen warfen der Banque royale die Fensterscheiben ein und forderten, dass man ihr Papiergeld wieder gegen Münzen eintausche. Auf einen Schlag hatte man in Frankreich das Vertrauen in das System Law verloren. Nach wenigen Tagen gab der Schotte dem Druck nach und nahm die Halbierung zurück, doch es änderte nichts: Die Blase war geplatzt.

Dem Aktienmarkt geht die Luft aus

In kürzester Zeit stürzte die Aktie von 9000 auf etwa 4000 Livres und fiel von da an kontinuierlich. Im Dezember 1720 erreichte der Kurs die Marke von 1000 Livres, da war die Mississippi-Kompanie

schon seit Monaten zahlungsunfähig. Law hatte inzwischen seine Ämter verloren und war unter Hausarrest gestellt worden. Im September 1721 hatten die Aktien der Compagnie des Indes wieder ihren Ausgangswert von 500 Livres erreicht. Die Banque royale war zu diesem Zeitpunkt bereits abgewickelt.

Zwar erging es der South Sea Company, die offiziell noch bis 1853 existierte, etwas besser, doch auch die britische Spekulationsblase platzte. Der rapide Anstieg des Company-Kurses hatte in England zu einem allgemeinen Aktienboom und zur Gründung zahlloser kleiner Aktiengesellschaften geführt. Als das britische Parlament dieser Entwicklung durch ein Gesetz Einhalt gebieten wollte, zogen viele Anleger ängstlich ihr Kapital aus dem Aktienmarkt; sie verursachten so auch den Kursabsturz der South Sea Company, die bereits Ende des Jahres 1720 ihren Wert vom Jahresanfang wieder erreichte.

Die Ereignisse, die sich in Frankreich und England abspielten, lösten ein Finanzbeben aus, das in ganz Europa spürbar war. An den Börsen von Lissabon über Amsterdam bis Hamburg gab es massive

Kurseinbrüche, in der Schweiz kam es zu einer Bankenkrise. Das französische Volk war von John Laws Reformen so traumatisiert, dass es das Rad der Zeit zurückdrehte und das Papiergeld für einige Jahrzehnte wieder abschaffte.

Es gibt nicht nur Verlierer

Die Spekulationsblasen, die vor 300 Jahren Europa erschütterten, brachten unzählige Verlierer, jedoch ebenso viele Profiteure hervor. Isaac Newton, der sich noch im Frühjahr 1720 über die Aktienmanie mit dem Ausspruch mokiert hatte, er könne zwar den Gang der himmlischen Gestirne, nicht aber den Irrsinn der Menschen berechnen, ließ sich kurz darauf ebenso wie viele andere von der Aussicht auf astronomische Gewinne blenden – und verlor ein riesiges Vermögen. Der Buchhändler Thomas Guy wiederum verkaufte seine Wertpapiere rechtzeitig und wurde mit einem Schlag reich. Von dem Gewinn spendete er in London ein Krankenhaus, das bis heute seinen Namen trägt. Auch der französische König, dessen Anteile von 20 Prozent an der Compagnie des Indes fast zum Höchstpreis veräußert wurden, zählte zu den großen

Spekulationsgewinnern. Letztlich scheiterten sowohl die Mississippi-Kompanie als auch ihr englisches Äquivalent daran, dass sie den Anlegern einen wirtschaftlichen Erfolg der Unternehmen in Aussicht stellten, der von Anfang an völlig unrealistisch war.

John Law und die Direktoren der South Sea Company hatten ein Gebilde aus Lügen und Täuschungen errichtet, um ihr Ziel zu erreichen. Am Ende waren Frankreich und England ihre Schulden zwar los. Doch das Vertrauen vieler Bürger in den noch jungen Finanzmarkt war nachhaltig erschüttert, und der Erfolg wurde mit dem Ruin zahlloser wirtschaftlicher Existenzen bezahlt – und zwar in ganz Europa.

Und Law? Er entschlüpfte abermals dem Arrest und verließ Frankreich heimlich, um einer Strafverfolgung zu entgehen. Schon bald knüpfte er wieder an sein altes Nomadenleben an. 1729 starb der Schotte, der einer der mächtigsten Männer Frankreichs gewesen war, in bescheidenen Verhältnissen in Venedig. ↪

(Spektrum Geschichte, 5/2020)

A marble bust of Count Cagliostro, showing a man with a powdered wig, looking upwards and to the right. The bust is set against a dark background.

GRAF CAGLIOSTRO

DER **HOCHSTAPLER**, DER GANZ EUROPA NARRTE

von Hakan Baykal

1786 ist Cagliostro – Alchemist, Magier, Esoteriker und Meister der Freimaurerei – auf dem Höhepunkt seines Ruhms. Da greift ein gewisser Bernard zu Briefpapier und Feder.

Am Morgen des 1. Juni 1786 trat Graf Alessandro Cagliostro nach neun Monaten im Kerker als freier Mann aus der Bastille. Erst am Abend zuvor hatte ihn ein Pariser Gericht von jedem Vorwurf in der Halsbandaffäre freigesprochen – einem posenhaften Betrugsskandal, in den auch die Königin Marie Antoinette ohne jede persönliche Schuld geraten war und mit ihr das gesamte Königshaus. Nun bejubelten seine Anhänger und Schaulustige den Grafen auf den Straßen der französischen Hauptstadt. Cagliostro war auf dem Gipfel seines Ruhms, und die Aussichten waren prächtig. Sein Ruf als exotischer Magier eilte ihm ohnehin stets voraus, nun aber kannte ihn die ganze Welt.

Mit großer Leidenschaft hatten die Zeitungen von London bis Wien, von Lissabon bis Berlin über die Affäre berichtet, hatten jedes Detail des Skandals rund um

ein ungeheuer teures Diamantcollier, einen Kardinal von hohem Adel undmäßigem Urteilsvermögen und eine so gewiefte wie falsche Gräfin vor der europäischen Öffentlichkeit ausgebreitet. Am Ende des Spektakels war Cagliostro, der allem Anschein nach tatsächlich schuldlos in diese Angelegenheit und ins Gefängnis geraten war, völlig rehabilitiert. Mehr noch: Er galt als ein unschuldig von einem despotischen Herrscherhaus Verfolgter, dem es gelungen war, der Tyrannei zu widerstehen. Für die Gegner der Monarchie, deren es in Frankreich Mitte der 1780er Jahre wahrlich nicht wenige gab, war er ein Held.

Auf Befehl des Königs mussten er und seine Frau Frankreich zwar binnen drei Wochen verlassen, doch in London, wo die beiden sich vorerst niederzulassen gedachten, wurde der Wunderdoktor schon ungeduldig erwartet. Die britische Presse feierte ihn vorausseilend in den höchsten Tönen. So pries ihn der »Daily Universal Register«, das Vorgängerblatt der »Times«, als einen »herausragenden Gelehrten« und einen »dem Grundsatz

AUF EINEN BLICK

Der Glaube an das Unglaubliche

01 Ganz Europa lernte den ominösen Grafen kennen, der mit seiner bezaubernden Frau durch zahlreiche Länder reiste – ein Mann von exotischer Herkunft, unterrichtet in den Mysterien des Orients.

02 Tatsächlich war an diesem Grafen fast nichts echt. Der Mann mit dem bürgerlichen Namen Guiseppe Balsamo entfloher seiner Herkunft, einem üblen Viertel Palermos, dank seines Talents als charismatischer Hochstapler.

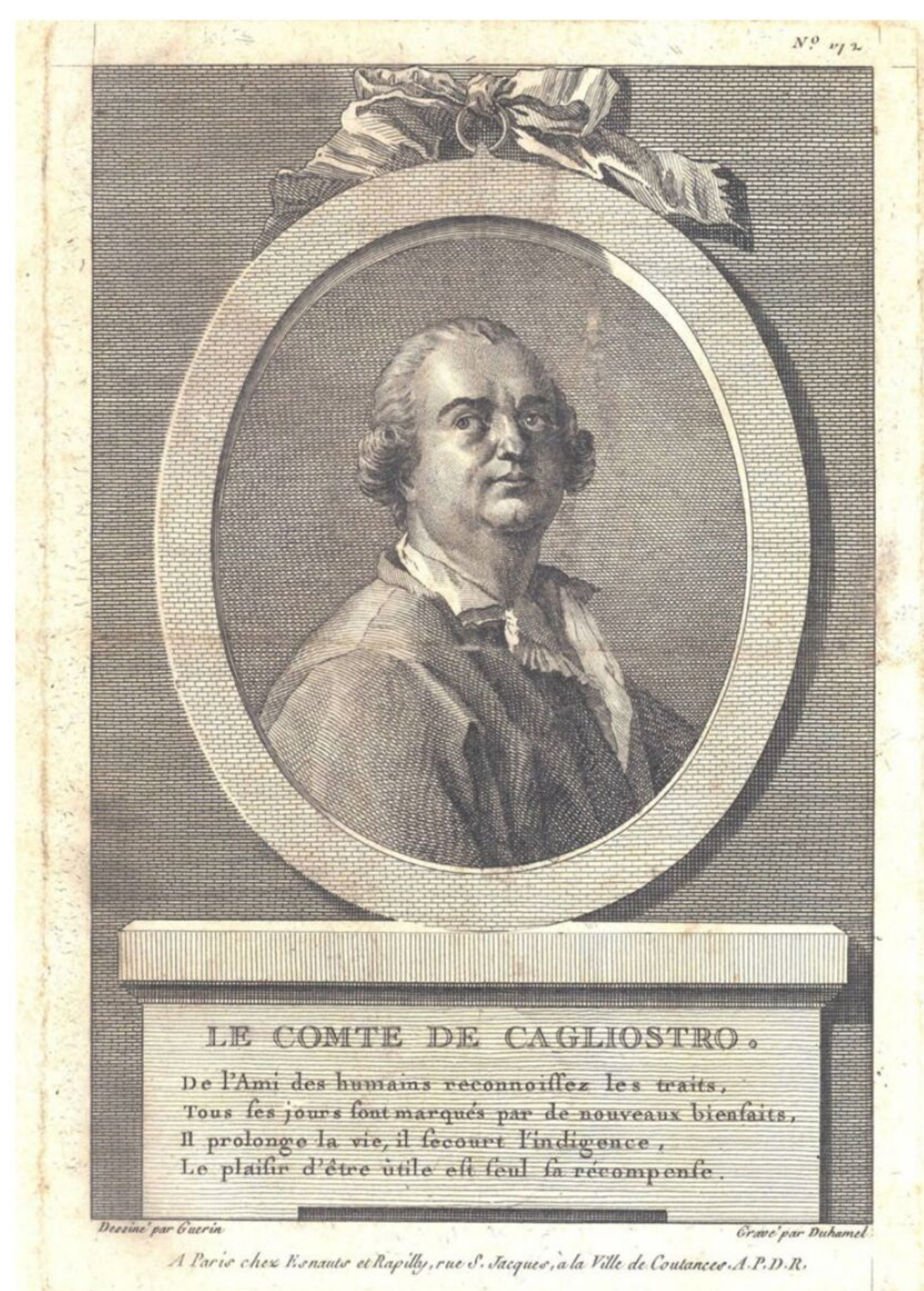
03 Mangels Bildung erklomm er nie die gesellschaftlichen Höhen. Vor allem die Freimaurerei eröffnete ihm dennoch Zugang zur Oberschicht.

der Humanität und der Zuneigung zu seinen Mitgeschöpfen« verpflichteten Arzt. Zudem war seine Verteidigungsschrift aus dem eben zu Ende gegangenen Prozess bereits ins Englische übersetzt und veröffentlicht worden, was die Stimmung zusätzlich zu seinen Gunsten beeinflusste.

Der Graf aus dem Orient

Cagliostro hatte darin unter anderem von seiner Herkunft aus dem Orient erzählt, hatte seiner früh verstorbenen Eltern gedacht, von denen er wenig mehr wisse, als dass sie von »Adel und Christen« gewesen seien, von seiner Kindheit »in der arabischen Stadt Medina« berichtet, wo er »im Palaste des Muphti Salahaim« gelebt habe, von ausgedehnten Reisen durch Asien und Afrika erzählt sowie sich der Bekanntschaft »mit den Priestern der unterschiedlichen Tempel« gerühmt. Der Empfang in England geriet denn auch zu einem beachtlichen Erfolg. Unter den ersten Besuchern, die das Paar in London empfing, waren der britische Thronfolger George und zwei seiner Brüder, allesamt Freimaurer wie der Graf. Es konnte kaum besser laufen für Cagliostro.

FINE ART IMAGES / HERITAGE IMAGES / PICTURE ALLIANCE



Der falsche Graf

Sein »recht einnehmendes Gesicht«, notierte Casanova, verrate »Unternehmungsgeist, Frechheit, Spott und Schurkerei«. Die Aufschrift kündigt von den Kennzeichen eines wahren Menschenfreunds: Er vollbringt täglich neue Wohltaten, verlängert das Leben und hilft den Bedürftigen – und »sein einziger Lohn ist die Freude, selbst nützlich zu sein«. Den Stich fertigte der Gelehrte Henri Louis Duhamel du Monceau im Jahr 1781.

Hätte er nur ein Fünkchen jener hellseherischen Fähigkeiten besessen, deren er sich seit Jahren rühmte, wäre er schon am Tag nach seiner Entlassung aus der Bastille weit weniger zuversichtlich gewesen. Am 2. Juni nämlich machte sich in Palermo ein gewisser, nicht weiter bekannter Bernard an die Niederschrift ei-

nes Briefs an die Pariser Polizei, in dem er die wahre Identität des vermeintlichen Grafen enthüllte: Der geheimnisvolle Alchemist Cagliostro hieß eigentlich Giuseppe Balsamo. Der Gründer und Meister mehrerer Freimaurerlogen, der Magier, Menschenfreund und Mediziner, der Graf aus Tausendundeiner Nacht war

1743 als Sohn eines bankrottgegangenen Juweliers in der Albergheria zur Welt gekommen, einem der elendsten Viertel der sizilianischen Hauptstadt.

In ihren verwinkelten Gassen wuchs Giuseppe auf, dort also, wo »Palermos Unterwelt zu Hause« war, wie es der australische Kulturhistoriker Iain McCalman in einer 2003 erschienenen, glänzend recherchierten Biografie des Abenteurers formulierte. Bald schon hatte er sich zum Anführer einer Bande von Gasenjunen aufgeschwungen. Um ihn aus deren schlechter Gesellschaft zu lösen, schickte ein etwas besser gestellter Onkel den Knaben zur Schule in ein Kloster der Barmherzigen Brüder im Landesinneren der Insel. Dort diente Giuseppe als Apothekergehilfe und erwarb einige botanische, chemische und pharmazeutische Kenntnisse. Diese quasimedizinische Ausbildung sollte die einzige bleiben, die er je genoss. Der stets störrische Junge blieb allerdings nicht lange im Konvent. Nach nur zwei Jahren und mehreren recht derben Lausbubenstreichen ließen ihn die Brüder wieder ziehen.

Zurück in Palermo entwickelte der zeichnerisch begabte Giuseppe sein Ta-

lent für Fälschungen und übte sein Geschick in anderen kleinen Betrügereien. Nach einem größeren Coup, bei dem er einen arglosen Silberschmied im Rahmen einer vorgeblichen Schatzsuche um eine stattliche Summe Geldes geprellt hatte, wurde es dem inzwischen zum jungen Mann gereiften Balsamo auf der heimatischen Insel zu ungemütlich. Er schiffte sich nach Malta ein, wo er einige Monate bei den Rittern des Malteserordens verbrachte, und reiste von dort mit Empfehlungsbriefen ausgestattet auf das italienische Festland. In Rom lernte er schließlich die um einige Jahre jüngere, in allen zeitgenössischen Quellen als außergewöhnlich attraktiv beschriebene Lorenza Feliciani kennen, die Tochter eines Kupferschmieds. 1768 heirateten die beiden und machten sich gemeinsam zu einer Wanderschaft gen Norden auf, die sich zu einer nicht enden wollenden Hochzeitsreise über den Kontinent entwickeln sollte.

Casanova sieht in ihm »eines jener arbeitsscheuen Genies«

Dem Venezianer Giacomo Casanova (1725–1798) verdanken wir einen Bericht

1768 machten sich
die Frischvermählten
zu einer nicht
enden wollenden
Hochzeitsreise über
den Kontinent auf



DIE GEMAHLIN DES GRAFEN | Lorenza Feliciani nannte sich bald Serafina und reiste als Gräfin Cagliostro mit ihrem Mann durch Europa.

aus der Frühzeit dieses Paares. Er begegnete den beiden ein Jahr nach ihrer Hochzeit in einem Gasthof im südfranzösischen Aix-en-Provence. Die Balsamos stellten sich als fromme Pilger vor, die auf dem Rückweg von Santiago de Compostela seien und gedachten, »drei Tage auszuruhen und dann über Turin nach Rom zu wandern«. Unterwegs würden sie ausschließlich von Almosen leben, erzählte die junge Frau, die sich inzwischen Serafina nannte, während ihr Mann damit beschäftigt war, die Schalen von Jakobsmuscheln an seinen Überrock zu nähen.

Casanova war beeindruckt von der »hübschen Pilgerin, zweifelte jedoch an ihrer Frömmigkeit«. An ihrem Gemahl, dessen »recht einnehmendes Gesicht Unternehmungsgeist, Frechheit, Spott und Schurkerei« verriet, wie der Venezianer notierte, beeindruckten ihn vor allem dessen künstlerische Begabung und das auffällige Talent, Handschriften zu kopieren. Abschließend erkannte er in dem Sizilianer »eines jener arbeitsscheuen Genies, die ein Landstreicherleben der Arbeit vorziehen«. Ein Urteil aus berufener Feder, war doch Casanova selbst viele Jahre seines Lebens ein ruhelos Reisen-

der, der kaum jemals einer geregelten Beschäftigung nachging.

Das 18. Jahrhundert brachte einen neuen Typus des Abenteurers hervor. Waren es in den Epochen zuvor Landsknechte, Söldner oder auch die Entdecker und Eroberer der Neuen Welt, die man mit diesem Wort benannte, betraten nun Glücksritter von oft zweifelhaftem Stand, aber mit makellosen Manieren die gesellschaftliche Bühne. Der bis heute bekannteste unter ihnen ist zweifellos Casanova, der in mehreren, erst lange nach seinem Tode veröffentlichten Bänden seine Erinnerungen niederschrieb. Doch auch zahlreiche andere, längst vergessene Männer – es waren fast ausschließlich Männer – wählten das Dasein als jemand, »der Länder, Städte und Stände, Berufe, Welten und Weiber wechselt wie Wäsche an immer gleichem Leib«, so der österreichische Schriftsteller Stefan Zweig (1881–1942).

Von der Laufbahn als Geistlicher oder in der Armee abgesehen, bot dieses Leben die vielleicht einzige weitere Gelegenheit zum sozialen Aufstieg, der in der streng hierarchischen Ständegesellschaft des 18. Jahrhunderts eigentlich nicht vorgesehen war. Casanova etwa, der Spross einer

Die Schwärmer vertröstete er, den Zweiflern drohte er mit Zauberflüchen

Schauspielerfamilie, hatte als 15-Jähriger die niederen Priesterweihen empfangen, dann zunächst die Offizierslaufbahn eingeschlagen, ehe er schließlich sein unste-tes Leben auf Reisen aufnahm, das ihn kreuz und quer durch Europa führte – von den schäbigsten Spelunken bis an die glänzendsten Höfe Europas. Abenteurer traf man in Opern- und Freimaurerlo- gen, in Salons und Kaffeehäusern, an Fürstenhöfen oder Spieltischen in allen größeren Städten Europas. Natürlich gin- gen sie keiner ordentlichen Arbeit nach, betrieben Philosophie oder Publizistik, dienten als halboffizielle Gesandte oder fädelten geschäftliche Transaktionen ein, verdienten ihren Lebensunterhalt als Berufsspieler oder waren schlichtweg Be- trüger.

Geistreicher und geschickter Betrüger

In einer Epoche, in der von allen außer vom Adel Bescheidenheit und Zurück-

haltung erwartet wurde, glänzten sie durch ihren schillernden Auftritt. Wo sie hinkamen, erregten sie Neugier, Aufse- hen, manchmal auch Bewunderung, stie- ßen aber ebenso oft auf Ablehnung, Neid und Misstrauen. Das 1750 in Paris er- schienene Handelslexikon »Dictionnaire universel de commerce« beispielsweise warnte ausdrücklich vor diesem Men- schenschlag: »Als Abenteurer bezeichnet man einen kaum oder gar nicht bekann- ten Mann, der weder Heim noch Heimat hat, sich aber dreist in alle Angelegen- heiten mischt und im Allgemeinen ein Betrüger ist. Tüchtige Händler tun gut daran, sich vor diesen Personen zu hü- ten.«

Dennoch konnten manche dieser Glücksritter wenigstens vorübergehend zu höchsten Ehren gelangen. Einer der berühmtesten seiner Zeit war der Graf von Saint Germain (1710–1784), von dem das Gerücht ging, er sei mehrere Jahr-

hunderte alt, und von dem Casanova meinte, er habe »niemals einen geistrei- cheren, geschickteren und unterhalten- deren Betrüger gekannt«. Der Mann, des- sen Herkunft bis heute nicht wirklich ge- klärt ist, war mit seiner Kombination aus Esoterik, Geheimnistuerei und Weltge- wandtheit immerhin so erfolgreich, dass er, protegiert von Madame de Pompa- dour, zum Vertrauten Ludwigs XV. auf- stieg. Der König ließ ihm sogar in Ver- sailles ein alchemistisches Labor einrich- ten und setzte ihn obendrein während des Siebenjährigen Kriegs (1756–1763) mehrmals als geheimen Gesandten und Agenten ein.

Von solchen Höhen war der Mann, dem Casanova 1769 im Gasthof begege- nete, weit entfernt, was nicht zuletzt an seiner fehlenden Bildung und Lebensart lag. Während Casanova etwa neben sei- ner Muttersprache auch Französisch, Griechisch, Latein und Hebräisch be-

herrschte, in den Naturwissenschaften und der Philosophie auf dem Stand seiner Zeit war und sich auch in der besten Gesellschaft zu bewegen wusste, sprach der ungehobelte, aufbrausende und streitlustige Sizilianer, der nur eine rudimentäre Erziehung genossen hatte, sowohl das Italienische als auch das Französische mit starkem palermischem Akzent.

Von Aix-en-Provence aus pilgerte das Paar jedenfalls nicht wie angekündigt nach Turin, um das »heilige Schweiß-tuch« anzubeten, sondern begab sich über Barcelona nach Madrid. Giuseppe akquirierte dort gelegentlich Aufträge als Dekorateur, Zeichner oder Arzneikundiger. Nebenbei fälschte er Wechsel und Kreditbriefe, die er geschickt in Umlauf brachte, sowie Offizierspatente und Empfehlungsschreiben. Serafina gab sich gegen Geschenke und Bezahlung großzügigen Herren aus der vornehmen Gesellschaft der spanischen Hauptstadt hin und sicherte sich und ihrem Mann auf diese Weise auch in den folgenden Jahren selbst in schwerster Not das Auskommen. So hielten es die beiden auch in Lissabon, London, Paris und Neapel, den

nächsten Stationen ihrer Grand Tour durch Europa.

Hin und wieder mussten sie eine Stadt überstürzt verlassen, weil das Geld ausging und Serafinas Gönner sich rarmachten. Mitunter landete Giuseppe wegen unbezahlter Rechnungen für ein paar Tage oder Wochen im Gefängnis. Dann aber war ihnen das Schicksal wieder gewogen. In Lissabon etwa schenkte ein reicher Kaufmann Serafina für ihre Gunst derart viele Topase aus Brasilien, dass die Balsamos noch lange Zeit davon zu zehren hofften. In London jedoch erwies sich ein anderer reisender Italiener als eine Spur gerissener und verschwand mit den Edelsteinen.

Nun reisen Graf und Gräfin durch Europa

Erst allmählich scheint es Giuseppe in diesen Jahren gedämmert zu haben, welche Möglichkeiten ihm offenstünden, wenn er nur furchtlos und unverschämt genug wäre. Die Zeit des Frommtuns und Pilgerns war da schon vorbei. Die beiden hatten damit begonnen, vornehm aufzutreten. Er gab sich als Offizier und Edelmann aus, behauptete, Magier zu sein, Hellseher, Arzt. Auch seinen Namen –

und mit ihm seinen vorgeblichen Stand – änderte er nun, wenngleich er sich noch auf keine neue Identität festlegte. Mal nannte er sich Graf Phoenix, mal Marchese Pellegrini oder Prinz von Trapezunt und hin und wieder Cagliostro. Möglicherweise bereisten der Sizilianer und seine Frau in dieser Zeit auch Nordafrika. Belege für seine diesbezüglichen Aussagen gibt es keine, wobei als gesichert gelten kann, dass er nicht, wie behauptet, im Schatten der Pyramiden in die höchsten ägyptischen Mysterien eingeführt worden war.

Nach dem Glauben vieler Esoteriker im 18. Jahrhundert bestand von alters her eine verborgene Gesellschaft von gelehrten Mystikern, die als Alchemisten die höchsten Geheimnisse der Natur kannten. Die Eingeweihten, Adepten genannt, verfügten über okkulte Weisheiten und übernatürliche Kenntnisse. So besaßen sie selbstverständlich den Stein der Weisen, der es ihnen ermöglichte, jedes Metall in Gold zu verwandeln, und verstanden sich auch darauf, die so genannte Universalmedizin herzustellen, die es ihnen erlaubte, jahrhundertlang bei bester Gesundheit zu leben. Die Wurzeln

Séance mit dem Grafen

Cagliostro lässt seine Magie walten und hypnotisiert einen Jungen. Stich aus dem Buch »Histoire pittoresque de la franc-maçonnerie et des sociétés secrètes anciennes et modernes« von François-Timoléon Bègue Clavel, 1843.



SÉANCE MAGIQUE DE CAGLIOSTRO.

dieses Geheimordens wurden je nach Faible in der heidnischen Antike, im frühen Christentum oder im Alten Orient verortet. Dass ausgerechnet im Zeitalter der Vernunft der Aberglaube mitunter besonders absurde Blüten trieb, mag verwundern. Doch womöglich war es ja gerade die Aufklärung, die mit ihrer Erschütterung alter metaphysischer und religiöser Gewissheiten die Verunsicherten zu Esoterik und Schwärmerei trieb.

Giuseppe Balsamo jedenfalls sollte die Ursprünge seiner Weisheit im alten Ägypten ansiedeln. Zunächst aber schloss er sich einer tatsächlich existierenden Bruderschaft an. 1777 wurde er in einer Londoner Taverne in die Freimaurerloge »Espérance« aufgenommen, eine der vielen Logen der »Strikten Observanz«, die sich auf den Templerorden beriefen und behaupteten, von »Geheimen Oberen« geführt zu werden. »Für Balsamo war dies der Moment, der sein ganzes Leben verändern sollte«, schreibt Historiker McCalman. »Die Aufnahme markierte ein Ende und einen Neuanfang, den Tod einer alten und den Beginn einer neuen Identität.« Zumindest blieb er nun dem Namen Cagliostro treu. Darüber hinaus

erkannte er sofort, welche Möglichkeiten ihm die Freimaurerei bot. Logen gab es überall in Europa. Das bedeutete natürlich auch, dass überall »Brüder« waren, die einen prinzipiell erst einmal willkommen heißen würden.

Höchster Vertreter der »ägyptischen Freimaurerei« auf Erden

Cagliostro scheint sich allerdings schon kurz nach seiner Initiation zu Höherem berufen gefühlt zu haben. Er beabsichtigte nach eigenem Bekunden nichts weniger als die grundlegende Erneuerung des Freimaurertums, indem er es an seinen Ursprung zurückführte, zum »ägyptischen Ritus«, der auch die Aufnahme von Frauen in so genannte Adoptionslogen zuließ. Die ägyptische Freimaurerei, zu deren höchsten Vertretern auf Erden er selbst gehöre, erklärte Cagliostro seinen Jüngerinnen und Jüngern, wurde von den biblischen Propheten Elias und Enoch gegründet. »Cagliostro ist einer der Untergeordneten des Elias«, notierte in ihrem Tagebuch die Schriftstellerin Elisa von der Recke (1754–1833), in deren Vaterhaus im kurländischen Mitau Cagliostro 1779 einige Zeit weilte. Von der

Recke schätzte sich glücklich, zu dem erwählten Zirkel der »himmlischen Kinder« des Grafen zu gehören. »Die Schüler des Elias sterben nie, sondern sie werden gleich ihrem erhabenen Lehrer lebendig gen Himmel gehoben«, erklärte ihr der Sizilianer weiter und ließ anklingen, selbst schon jahrhundertealt zu sein und selbstverständlich zu den Geheimen Oberen zu gehören.

Neben der Einweisung der schwärmerischen jungen Frau und ihrer Familie in seine Lehren, der Gründung einer Adoptionsloge und der Kommunikation mit den Geistern der Toten (Elisas heiß geliebter Bruder war kurz vor Cagliostros Ankunft verstorben) widmete sich der Sizilianer während des Aufenthalts in Kurland der Suche nach dem vergrabenen Schatz eines Zauberers sowie der alchemistischen Erschaffung von Silber und Gold. Als die verschiedenen Unternehmungen jedoch nach drei Monaten noch immer nicht zu handfesten Ergebnissen geführt hatten, reisten Graf und Gräfin Cagliostro wieder ab. So hielt es der Magier auch in Königsberg und Berlin, in Warschau und Sankt Petersburg. Überall fanden sich Neugierige und Gläu-

bige neben Skeptikern, die wissen wollten, was der angebliche Wundermann tatsächlich konnte, von dem sie aus Briefen oder von Reisenden erfahren hatten. Die Schwärmer vertröstete er, den Zweiflern drohte er mit Zauberverflüchen. Von überall aber reiste er unverrichteter Dinge wieder ab – naturgemäß, möchte man sagen.

1780 ließen sich die Cagliostros vorübergehend in Straßburg nieder, einem der Zentren des Freimaurertums auf dem europäischen Festland. Erstmals trat der Graf dort vornehmlich als Arzt auf, behandelte die Armen ohne Bezahlung, die Reichen ohne Respekt und alle beide offenbar mit einigem Erfolg. Zum Dank für die wundersame Heilung seiner Frau gewährte ihm etwa der Baseler Bankier Jakob Sarasin Kredit in unbegrenzter Höhe. In Straßburg machte Cagliostro auch die Bekanntschaft des Kardinals Rohan, in dessen Palast in Saverne er einige Monate wohnte. Mit Rohan geriet der Sizilianer bald darauf in die Halsbandaffäre und in die Bastille, gleichzeitig mit ihm kam er auch wieder frei. Doch während sich der vermeintliche Graf an der Seite seiner republikanischen Anwälte feiern ließ,

schlich sich der gedemütigte Kardinal leise fort. Und als die Cagliostros ihre Fahrt über den Ärmelkanal unter den aufmerksamen Blicken der Öffentlichkeit antraten, hatte sich Rohan bereits auf seine Güter im Elsass zurückgezogen.

Ein Brief erreicht England

Im Londoner Exil wurden Cagliostro und seine Frau vor allem bei den dort zahlreichen Freimaurern äußerst wohlwollend aufgenommen. Doch der Höhenflug währte nicht allzu lang. Bereits wenige Wochen später, im Herbst 1786, wurde der Brief des Bernard aus Palermo auch in England bekannt, der Zaubergraf aus dem Orient somit als Hochstapler aus der Gosse entlarvt.

Nun meldeten sich auch andere zu Wort. Elisa von der Recke, in den vergangenen sechs Jahren von ihrer Schwärmerie für den »Untergeordneten des Elias« genesen, publizierte ihre nachträglich kommentierten Aufzeichnungen aus der Zeit seines Aufenthalts in Mitau, um der interessierten Leserschaft mitzuteilen, wie sie sich zum »Glauben ans Unglaubliche« hatte verführen lassen. Freimaurer aus verschiedenen Logen Europas schrie-

ben ihren Brüdern in anderen Städten, was sie mit dem Scharlatan erlebt hatten – oder eben mangels Resultaten nicht erlebt hatten. Johann Wolfgang von Goethe beklagte, »dass Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger diesen Menschen und seine Possen jahrelang verehrten«, und brachte von seiner berühmten Reise nach Italien »des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum« mit heim.

Als Cagliostros gefährlichster Feind erwies sich jedoch Charles Théveneau de Morande (1741–1805). Dieser war in seiner Jugend als Zuhälter und Erpresser in Paris aufgefallen, seiner Verhaftung jedoch durch Flucht nach England zuvorgekommen, wo er sich, als französischer Exilant vor Auslieferung sicher, den Publizisten der Grub Street anschloss. Diese Truppe junger Schriftsteller hatte sich darauf verlegt, Pamphlete und so genannte Skandalchroniken in verschiedenen Sprachen auf den europäischen Markt zu bringen. Morande, den Zeitgenossen »Rousseau de ruisseau« nannten, den Rousseau der Gosse, entwickelte sich schon bald zu einem der berühmtesten und erfolgreichsten dieser Skandalreporter. Es gelang ihm

sogar, Ludwig XV. mit der Drohung, eine pornografische Biografie seiner Mätresse Madame du Barry zu veröffentlichen, eine gewaltige Summe abzupressen. Das war aber lange vor Cagliostros Ankunft. Inzwischen hatte er sich zum Agenten der französischen Krone gewandelt und erhöhte mit immer neuen Enthüllungen und Verleumdungen den Druck auf Cagliostro.

Cagliostros letzter Fehler

Im April 1787 setzte sich das Paar aus England ab und begab sich nach Basel. Cagliostros Ruf war jedoch ruiniert, und er selbst wurde immer aufbrausender. Als er sich mit seinen letzten Getreuen, darunter auch dem Bankier Sarasin, heillos zerstritten hatte, fuhren er und Serafina nach Italien, wo sie einige Zeit von Stadt zu Stadt reisten, doch nirgendwo mehr Fuß fassten. 1789 schließlich erreichten sie Rom. Dort erwies sich Cagliostro als außerordentlich töricht. Denn mitten im Zentrum der katholischen Christenheit machte er sich daran, eine neue Freimaurerloge zu gründen. Schon Ende des Jahres wurde er verhaftet. Zudem wandte sich nun auch Serafina, die zum Glauben

zurückgefunden hatte, von ihm ab und arbeitete mit der Römischen Inquisition zusammen. Es nutzte ihr nichts, sie musste ihre letzten Jahre hinter Klostermauern verbringen und soll dort den Verstand verloren haben.

Ihr Gemahl wurde 1791 wegen Ketzelei, Zauberei und Freimaurertum zum Tod verurteilt, konnte seinen Kopf aber noch ein letztes Mal aus der Schlinge ziehen. Er hatte ein umfassendes Geständnis abgelegt, in dem er angab, gemeinsam mit den bayerischen Illuminaten die Französische Revolution geplant und durchgeführt zu haben – das war genau, was reaktionäre Kreise zu jener Zeit hören wollten, und nebenher war eine Verschwörungstheorie gerichtlich bestätigt worden, die sich noch als besonders hartnäckig herausstellen sollte. Daraufhin begnadigte ihn das Inquisitionstribunal zu lebenslanger Kerkerhaft. Sie sollte nicht mehr lange währen: Am 26. August 1795 verstarb Giuseppe Balsamo, genannt Cagliostro, nach zwei Schlaganfällen in der päpstlichen Festung von San Leo nahe dem Stadtstaat San Marino.

(Spektrum Geschichte, 6/2020)

Spektrum
der Wissenschaft

KOMPAKT

GESCHICHTEN Ausflug in **fiktive** Welten

Alte Legenden | Die Urahn
der großen Mythen

Linguistik | Wie Sprache das Denken formt

Böse Helden | Der freundliche Killer
von nebenan

FÜR NUR
€ 4,99

HIER DOWNLOADEN



GIACOMO CASANOVA

WOHIN DER WIND IHN BLIES

von Hakan Baykal

Als Bibliothekar in Böhmen blickte der alt gewordene Casanova auf sein pralles Leben zurück. Der Ex-Abenteurer schrieb und grantelte und grantelte und schrieb ein Stück Weltliteratur.

AKG-IMAGES / PICTURE ALLIANCE

Altera nunc rerum facies, me quero, nec adsum

Nec f...

Der große Verführer war ein grantiger Greis geworden. Die letzten 13 Jahre seines Lebens verbrachte der schon zu Lebzeiten berühmte Abenteurer Giacomo Casanova auf Schloss Dux in Böhmen (heute Duchcov im Nordwesten Tschechiens). Es gefiel ihm nicht an diesem Ort abseits der Metropolen, in denen er in seiner Jugend gegläntzt hatte. Doch war ihm nichts anderes übrig geblieben, als sich hier niederzulassen. Im Sommer 1785, kurz zuvor war er 60 geworden, hatte der Venezianer nach einigem Zögern das Angebot des Grafen Joseph Karl Emanuel von Waldstein (1755–1814) angenommen und die Stelle als Bibliothekar auf dessen Schloss angetreten.

Noch ein Jahr zuvor hatte er das Angebot des Grafen verschmäht. Als ausgesprochener Stadtmensch, zu der Zeit wohnhaft in der Hauptstadt des Habsburgerreichs, erschien ihm das Landleben wenig erstrebenswert. Dann aber starb sein Arbeitgeber, der venezianische

Gesandte in Wien. Waldstein erneuerte sein Angebot, Casanova willigte ein und begab sich nach Böhmen.

So fand sich der Kosmopolit plötzlich auf dem Lande wieder – und es sah ganz danach aus, als würde er von dort auch nicht mehr wegkommen. »Die Welt ist kein ausgedehntes Königreich mehr, das es zu erobern gilt, allseits verlockend und offen«, schreibt die französische Historikerin Suzanne Roth in ihrem Buch »Les aventuriers au XVIII^e siècle«. »Sie schrumpft ihm unter den Schritten zusammen, und wenn er nicht Acht gibt, wird es bald gar keinen Platz mehr für ihn geben.«

Zu viele Brücken hatte er hinter sich abgerissen. Aus Venedig, wo er am 2. April 1725 auf die Welt kam, war er zum zweiten Mal verbannt worden, nachdem er 1782 ein bissiges Pamphlet gegen eine einflussreiche Patrizierfamilie veröffentlicht hatte. Auch in Frankreich, wo er einige seiner besten Jahre verbracht hatte, war er nicht mehr willkommen. Ebenso wenig in Spanien oder England, aber daran hatte er sowieso nur schlechte Erinnerungen. Zudem war er alt geworden – und wohl auch müde.

AUF EINEN BLICK

Bibliothekar seiner Erinnerungen

01 Des Abenteurertums müde geworden, nahm der schon zu Lebzeiten berühmte Giacomo Casanova eine Stellung als Bibliothekar an.

02 Wie besessen schrieb er: Abhandlungen, Romane, vor allem aber seine Memoiren. Sie zeichnen ein einzigartiges Porträt des 18. Jahrhunderts.

03 Doch der Libertin, der an Europas Fürstenhöfen brillierte, haderte: mit dem böhmischen Provinzalltag, den Dienstboten und der zu heißen Suppe.

Der Mann, der in seinen Memoiren freimütig bekennt, er habe sich stets treiben lassen, »wohin der Wind blies«, war im Lauf seines Lebens an die 70 000 Kilometer kreuz und quer über den europäischen Kontinent gezogen – zu Fuß, zu Pferd und meist in rumpelnden Kutschen auf tückischen Straßen. Doch bereits im September 1782, kurz nachdem er aus Venedig vertrieben worden war, klagte er einem Freund brieflich sein Leid: »Ich bin jetzt achtundfünfzig Jahre alt, ich kann nicht zu Fuß gehen; der Winter steht vor der Tür, und wenn ich daran denke, wieder ein Abenteurer zu werden, so muss ich lachen, wenn ich in den Spiegel sehe.«

Der Abenteurer träumte vom Gelehrte

Da erschien dem Literaten Casanova die Aussicht, die Büchersammlung eines Aristokraten zu betreuen, nicht die

MEMOIREN | Bis an sein Lebensende feilte Casanova an seinen Lebenserinnerungen. Doch erst ein Vierteljahrhundert nach seinem Tod wurden sie herausgegeben. Das Original befindet sich heute in der Pariser Nationalbibliothek.

1

Histoire
de Jacques Casanova de Seingalt venitien
écrite par lui-même à Vienne
en Bohême *Nequicquam sapit qui sibi non sapit*
~~Voluntatem suam non sapit~~

Chapitre I^r

L'an 1428 D. Jacobo Casanova né à Saragosse capitale de l'Aragon, fils naturel de D. Francisco enleva du couvent D.^e Anna Palafox le lendemain du jour qu'elle avoit fait ses vœux. Il étoit secrétaire du roi D. Alphonse. Il se sauva avec elle à Rome où, après une année de prison, le pape Martin III donna à D. Anna la dispense de ses vœux, et la bénédiction nuptiale à la recommandation de D. Juan Casanova maître du sacré palais oncle de D. Jacobo. Nous les issus de ce mariage moururent en bas âge excepté D. Juan qui épousa en 1475 D.^e Leonora Albini dont il eut un fils nommé Marc-antoine. L'an 1481 D. Juan dut quitter Rome pour avoir tué un officier du roi de Naples. Il se sauva à Come avec sa femme, et son fils; puis il alla chercher fortune. Il mourut en voyage avec Christophe Colombo l'an 1493. Marc-antoine devint bon poète dans le goût de Martial, et fut secrétaire du cardinal Pompée Colonna. La satire contre Jules de Medicis que nous lisons dans ses poésies, l'ayant obligé de quitter Rome, il retourna à Come, où il épousa Abondia Rezzonica. Le même Jules de Medicis devant pape Clement VII lui pardonna, et le fit retourner à Rome avec sa femme, où après qu'elle fut prise, et pillée par les impériaux l'an 1526, il mourut de la peste. Sans cela il seroit mort de misère, car les soldats

schlechteste. Gut 20 Jahre zuvor hatte er in »vollkommenem Frieden« acht glückselige Tage in der berühmten Bibliothek von Wolfenbüttel verbracht, wo er an der Übersetzung von Homers »Ilias« ins Italienische arbeitete. »Heute weiß ich, dass nur das Zusammentreffen ganz unbedeutender Umstände nötig gewesen wäre, um mich in dieser Welt zu einem wahrhaft Weisen zu machen«, berichtet er in seinen Memoiren.

Dazu kam es dann doch nicht. In Dux aber hatte Casanova »eine ganze Bibliothek für sich allein«, so der französische Schriftsteller Félicien Marceau (1913–2012) in seiner Biografie des Venezianers. Mit rund 40 000 Bänden war sie durchaus ansehnlich. Sein ersehntes Gelehrtendasein war zudem mit gewissen Vorzügen verbunden: Im nur wenige Kilometer entfernten Kurort Teplitz (Teplice) konnte er zumindest während der wärmeren Jahreszeit auf vornehme Gesellschaft hoffen. Vergnügungen und Abwechslung boten auch Dresden, Leipzig oder Prag, wo er sogar hochbetagt noch mit der Prominenz der Zeit zusammentraf.

Außerdem bekam er ein Jahresgehalt von 450 Gulden, lebte, zeitweise mit ei-

genem Koch, bei freier Kost und Logis, konnte über die Wagen und Kutscher seines Dienstherrn verfügen, und wenn der Graf sich in Dux aufhielt, fanden Jagden statt, gab es Abendgesellschaften, kamen und gingen zahlreiche Gäste. »Unglücklicherweise ist Waldstein, offenbar kein übertriebener Liebhaber des Landlebens, häufig abwesend«, schreibt Marceau.

Wenn er doch nur nicht von solchem Personal umgeben wäre! Das Verhältnis zwischen den Angestellten des Grafen und ihrem berühmten Mitbewohner gestaltete sich von Anfang an schwierig. Man missgönnte dem Bibliothekar seine privilegierte Stellung, verachtete seine aus der Zeit gefallen höfischen Manieren. Dieser wiederum behandelte die Diener von oben herab, schimpfte sie Spitzbuben und Jakobiner. »Kein Tag verging ohne Streit über seinen Kaffee, seine Milch oder den Teller Makkaroni, nach dem er verlangte«, listete der Diplomat und Schriftsteller Fürst Charles-Joseph de Ligne (1735–1814) einige der Widrigkeiten aus dem vielfältigen Ungemach auf, dem sich Casanova tagein, tagaus ausgesetzt sah. »Der Koch hatte ihm keine Polenta serviert. Der Stallknecht hatte

»Wenn ich daran denke, wieder ein Abenteurer zu werden, so muss ich lachen, wenn ich in den Spiegel sehe«

Giacomo Casanova
im Alter von 58 Jahren



TOPFOTO / PICTURE ALLIANCE

ihm, als er mich besuchen wollte, einen miserablen Kutscher gegeben, Hunde hatten in der Nacht gebellt. Der Priester hatte ihn mit Bekehrungsversuchen belästigt. Die Suppe war absichtlich zu heiß serviert worden, und ein Diener ließ ihn auf ein Getränk warten.«

Casanova, der einst auf dem gesellschaftlichen Parkett gegläntzt, der mit der Pompadour parliert und mit Voltaire disputiert hatte, dem auch der König von Preußen sowie die Zarin von Russland ihr Ohr geliehen hatten, musste sich mit Dienstboten, Stallburschen und Landgeistlichen plagen. Besonders in den Wintermonaten, wenn sich weder Graf Waldstein noch je ein Besucher auf dem Schloss blicken ließen, war das Leben in Dux für ihn »von nahezu unerträglicher Länge-

SCHLOSS DUX | Das Schloss des Grafen Waldstein, hier die Gartenansicht, mochte in der böhmischen Provinz liegen, doch es beherbergte eine Reihe illustrier Gäste: Außer Casanova stiegen hier Goethe, Schiller, Chopin und Beethoven ab, im Jahr 1813 dann sogar die Monarchen Österreichs, Preußens und Russlands.

weile und von wachsender Traurigkeit über das unaufhaltsam heranschleichende Alter ausgefüllt«, wie es sein Biograf J. Rives Childs (1893–1987) ausdrückte.

Casanova war produktiv wie nie

Aus dem »grausamen« Provinzalltag flüchtete sich Casanova in die Arbeit – und schrieb wie besessen bis zu 13 Stunden am Tag oder länger. Er hatte schon früher viel geschrieben und auch publiziert. Jedoch war er nie zuvor derart produktiv gewesen. Jetzt folgte ein Buch dem anderen. 1786 veröffentlichte er in Prag »Soliloque d'un penseur« (Selbstgespräch eines Denkers), pikanterweise eine Polemik gegen Abenteurer im Allgemeinen und den erst kurz zuvor aufgefliegenen Scharlatan Alessandro Cagliostro (1743–1795) im Besonderen. Im Jahr darauf kam das in Leipzig publizierte Büchlein »Histoire de ma fuite des prisons de la République de Venise qu'on appelle les Plombs« (Geschichte meiner Flucht aus den Gefängnissen der Republik von Venedig, die man die Bleikammern nennt) in den Handel. Davon erhoffte er sich viel.

Drei Jahrzehnte zuvor hatte ihn sein abenteuerliches Entweichen aus dem Ge-

fängnis der venezianischen Staatsinquisition, einem der ausbruchsichersten seiner Zeit, auf einen Schlag in ganz Europa berühmt gemacht. Wohin er danach auch kam, wurde der Reisende bedrängt, die Geschichte seiner Flucht zu erzählen – er kam den Bitten gerne nach, auch Jahre später noch, an Fürstenhöfen und in Gaststätten, in Salons wie in Boudoirs, am Kartentisch und im Kaffeehaus. Alle zeitgenössischen Berichte stimmen darin überein, dass Casanova ein brillanter Erzähler war. Als er 1774 nach 18 Jahren im Exil endlich wieder in seine Heimatstadt durfte, luden ihn auch die gestrengen Inquisitoren zum Essen ein, um die Details seines Ausbruchs von ihm selbst zu erfahren.

Im Juli 1755 hatten sie den damals 30-Jährigen verhaften und in die berüchtigten Bleikammern werfen lassen, jene Mansarden des Dogenpalastes, unter deren bleigedeckten Dächern es nahezu unerträglich heiß werden konnte. Wie Casanova-Kenner Childs in den 1970er Jahren herausarbeitete, hatten Venedigs Spitzel den jungen Casanova als Mann hingestellt, »der sich an leichtgläubige Personen heranmacht und gewohnheitsmäßig

»Kein Tag verging ohne Streit über seinen Kaffee, seine Milch oder den Teller Makkaroni, nach dem er verlangte«

Diplomat Charles-Joseph de Ligne (1735–1814) über Casanova



auf Kosten anderer lebt, der auch die Verbindung zu lasterhaften Menschen sucht und sie in ihren Ausschweifungen unterstützt«. Ein »Falschspieler«, der Umgang »mit vornehmen jungen Leuten« sowie »vielen Ausländern« habe und dem »es nie an Geld fehlt«. Als Strafmaß wurden fünf Jahre festgesetzt. Casanova erfuhr von Grund und Dauer seiner Haft kaum etwas.

Dass ein Tunichtgut wie er, Sohn einer Schauspielerin und eines Tänzers, allein mit Glück, Charme und Chuzpe Zugang zu den höchsten Kreisen der Lagunenstadt erlangte, war in der streng hierarchisch strukturierten Republik Venedig ohnehin verdächtig. Zudem war er seit 1753 eng mit François-Joachim de Pierre de Bernis (1715–1794) bekannt, dem französischen Gesandten in der Stadt, mit dem er sich sogar zwei Jahre lang eine Geliebte teilte, eine Nonne aus dem Kloster

GOLDENE JUGEND | Das Gemälde von Anton Raphael Mengs wird häufig als Abbildung des jungen Casanova gedeutet. Mit 30 Jahren hatte ihn sein verdächtig schneller Aufstieg in der venezianischen Gesellschaft hinter Gitter gebracht.

Santa Maria degli Angeli auf der Insel Murano. Ein Umstand, der den Spionen erstaunlicherweise entging.

So fesselnd er sein Leben lang von der Flucht erzählt haben mag – das Buch darüber verkaufte sich ebenso so schlecht wie das »Selbstgespräch«. Der 1788 in Prag publizierte fünfbändige utopische Roman »Icosaméron ou Histoire d'Edouard et d'Elisabeth« geriet zu einem finanziellen Fiasko, das Casanova Schulden in Höhe von rund 2000 Gulden einbrachte. Waldstein beglich sie großzügig. Der betagte Abenteurer ließ sich indes nicht beirren und schrieb weiter. Allein 1790 veröffentlichte er drei mathematische Abhandlungen über das geometrische Problem der »Verdopplung des Würfels«. Zahlreiche Schriften unter anderem zu Fragen der Religion und Philosophie oder Polemiken gegen die Französische Revolution blieben als Manuskripte erhalten und liegen inzwischen sogar vollständig transkribiert im »Duxionnaire« der Universität Lüttich vor.

Ein Leben füllt 1800 Seiten

Gelesen werden all diese Abhandlungen heute fast ausschließlich von Casanovis-

ten, wie man die Erforscher von Leben und Werk des Venezianers nennt. Ganz anders steht es um Casanovas Hauptwerk, seine Memoiren. Spätestens 1790 begann er mit der Niederschrift der Lebenserinnerungen – auf Französisch, weil es »weiter verbreitet ist als meine Muttersprache«. Zweifellos erhoffte er sich eine große Leserschaft für »Die Geschichte meines Lebens«. Wenn ihr Autor guter Stimmung war, zeigte er sich sogar zuversichtlich, das Werk würde »vielleicht in sämtliche Sprachen übersetzt werden«. Damit behielt er weitgehend Recht: »Die Geschichte meines Lebens« wurde tatsächlich in viele Sprachen übersetzt und zählt heute zur Weltliteratur.

Beinahe bis an sein Lebensende überarbeitete Casanova die Memoiren wieder und wieder, ohne zu einem Abschluss zu kommen. Das Manuskript vertraute er schließlich Carlo Angiolini an, dem Schwiegersohn seiner Schwester Maria, der ihm während seiner letzten Tage zur Seite stand. Der nahm es nach der Beisetzung Casanovas mit nach Dresden, wo er lebte, um es dort, wie es scheint, erst einmal zu vergessen. Erst 22 Jahre später, nämlich 1820, verkaufte Angiolinis Sohn,

»Ich zog Nutzen aus der Verrücktheit einer Frau, die, wenn nicht von mir, von einem anderen betrogen sein wollte«

Casanova über die Marquise d'Urfé

Carlo junior (1792–1836), die rund 1800 eng beschriebenen Doppelseiten für 200 Taler an den Leipziger Verleger Friedrich Arnold Brockhaus (1772–1823). Zwischen 1822 und 1828 erschien eine verstümmelte Erstausgabe. Der Verleger habe dem Übersetzer freie Hand gegeben, »alle Stellen, die den deutschen Lesern der Zeit als anstößig erscheinen konnten, kurzerhand auszulassen«, notierte Erich Loos (1913–2006), der Herausgeber der ersten tatsächlich vollständigen Ausgabe.

Als diese in den 1960er Jahren erschien, war der Name ihres Autors längst zum Synonym für einen Verführer und Frauenhelden geworden, hatte man über ihn Novellen geschrieben, Operetten komponiert, Filme gedreht und Varietés nach ihm benannt. Alle inspiriert von den Liebesabenteuern Casanovas, auf die sich die unvollständigen Ausgaben der Memoiren meist beschränkten. Und gewiss nehmen die Affären des Mannes auch im Manuskript seiner Erinnerungen rund ein Drittel des Gesamttextes ein. Und doch sind die Memoiren weit mehr als ausschließlich erotische Literatur.

Denn spätestens mit der Veröffentlichung ihrer vollständigen Ausgabe war

auch klar, welch außergewöhnliche Quelle für die Kulturgeschichte seiner Epoche dieses Werk darstellt. Bis Anfang des 20. Jahrhunderts hatte es noch vereinzelte Zweifel an der Authentizität der Lebenserinnerungen gegeben. Doch zahlreiche Casanovisten konnten diese zwischenzeitlich ausräumen. Seine kulturhistorische Bedeutung verdankt das Werk – abgesehen von seiner literarischen Qualität – dem intimen Einblick, den es in den Alltag der Menschen in den Jahrzehnten vor der Französischen Revolution gewährt.

Sein Autor bewegte sich in allen Schichten und fast allen Ländern Europas, er trat in Spelunken, Bordellen und Casinos ebenso sicher und selbstbewusst auf wie an den Fürstenhöfen des Kontinents, in den Theatern oder literarischen Salons. Und von überall dort berichtete er in den Memoiren. Immer subjektiv und sehr von sich eingenommen und trotzdem oft schonungslos gegen sich selbst. Im Vorübergehen streifte er die täglichen Nöte und Freuden der Armen und Reichen, der Dichter und Diener, der Gauner und Geschäftsleute, berichtete von ihren Sorgen, ihren Freuden, ih-

ren Liebschaften, ihrem Leben und ihrem Sterben.

In der Gunst der blinden Göttin

In der Tristesse des Alltags von Dux war das Schreiben auch eine Art Therapie. »Wenn ich mir die Vergnügen ins Gedächtnis zurückrufe, die ich genossen habe, erlebe ich sie aufs Neue und lache über die Mühsale, die ich ausgestanden habe und nun nicht mehr spüre.« Sehr gerne wird er sich daran erinnern haben, welch glückliche Wendung sein Leben nach der Flucht aus den Bleikammern genommen hatte. Anfang Januar 1757 erreichte er die französische Hauptstadt, fest davon überzeugt, »dass mich mein Glück in der Laufbahn eines Abenteurers erwartete. Und dieser Laufbahn gedachte ich mich in der einzigen Stadt der Welt zu verschreiben, in der die blinde Göttin denen ihre Gunst schenkt, die sich ihr völlig anvertrauen.«

Die Voraussetzungen dafür waren ideal. Sein guter Bekannter de Bernis, als Schützling der Madame de Pompadour (1721–1764) zum Außenminister aufgestiegen, versorgte ihn mit Geld und guten Ratschlägen und öffnete zahlreiche Tü-



ren. Innerhalb weniger Monate war der polyglotte Casanova in – gut bezahlten – geheimen Missionen für Frankreich in Holland unterwegs. Außerdem war er an der Gründung der französischen Staatslotterie beteiligt, was ihm zusätzlich sprudelnde Einnahmen bescherte. Kurz: Der zweite Aufenthalt in Paris hatte sehr viel versprechend begonnen. Neben einer »reizenden« Stadtwohnung unterhielt er bald auch ein Landhaus in einem noblen Pariser Vorort.

»Am Abend saß in einer Loge neben mir Casanova, den du ja kennst, er war prächtig herausgeputzt«, schrieb im Januar 1759 eine junge Venezianerin ihrem daheim gebliebenen Geliebten. »Er hat einen Wagen, Lakaien und prunkvolle Kleider. Er hat, ich weiß nicht wodurch, Zugang zu den vornehmsten Pariser Kreisen gefunden. Er erzählt, dass er an der Pariser Lotterie beteiligt ist, und prahlt

GÖNNER SUCHT BIBLIOTHEKAR | Das Angebot von Joseph Karl Emanuel von Waldstein lehnte Casanova zunächst ab. Doch schließlich überwog offenbar das Bedürfnis nach Absicherung den Widerwillen gegen die Provinz.

mit seinem hohen Einkommen. Ich habe aber gehört, dass er von einer sehr reichen alten Dame unterstützt wird.«

Casanova brillierte im Okkulten

Die »alte Dame« gab es wirklich. Es handelte sich um eine gewisse Madame d'Urfé (1705–1775), eine Frau aus höchstem Adel, verwitwet und so reich wie exzentrisch. Jeanne Camus de Pontcarré, Marquise d'Urfé, wie sie mit vollem Namen hieß, war seit ihrer Jugend darauf versessen, ihre alchemistischen Fähigkeiten auszubauen. In ihrem Pariser Privatlabor war sie allerdings zu der Erkenntnis gelangt, nur Männer könnten das »Große Werk« vollenden und mit Elementargeistern verkehren. Daher war es ihr innigster Wunsch, so bald wie nur irgend möglich als Mann wiedergeboren zu werden. In Casanova, den sie 1757 kennen lernte, glaubte die Marquise die Person zu erkennen, die ihr diese Wiedergeburt ermöglichen würde. Er ließ sie in dem Glauben.

Zunächst ohne einen echten Plan »bediente Casanova mit allen Mitteln, die seiner blühenden Fantasie zu Gebote standen, die Wahnideen der Marquise d'Urfé«, schreibt der Kulturjournalist

Eckart Kleßmann in seiner Biografie des Venezianers. Fast sieben Jahre lang kommunizierte Casanova im Namen der Marquise, der »erhabenen Närrin« und »armen Frau«, wie er sie nannte, mit diversen Elementargeistern und geheimen Rosenkreuzern, schrieb sogar einen Brief an den Mond und empfing – zum Entzücken der Marquise – dessen angebliche Antwort, inszenierte Rituale, schaffte Komplizinnen und Komplizen heran, nur um sie bald darauf auszubooten, wenn sie drohten, ihn auffliegen zu lassen.

Kurzum: »Als eingeschworener Libertin und in das Leben, das ich führte, verliebt, zog ich Nutzen aus der Verrücktheit einer Frau, die, wenn nicht von mir, von einem anderen betrogen sein wollte.« Als sie 1763 frustriert den Glauben an Casanova verlor, hatte er ihr rund eine Million Franc in bar sowie in Form von Gold und Juwelen abgenommen.

Auch die für ihn wenig schmeichelhaften Vorgänge danach hielt Casanova in seiner böhmischen Schreibstube wahrheitsgetreu fest: Nachdem die Marquise mit ihm gebrochen hatte, brach Casanova im Frühsommer 1763 mehr oder weniger fluchtartig Richtung London auf.

Doch dort verließ ihn das Glück. Eine Schauspielerin und Abenteurerin namens Marianne de Charpillon nahm ihn nach Strich und Faden aus, machte ihm Hoffnungen, ließ ihn zappeln, ohne ihm auch nur die geringste Gunst zu gewähren – und leerte seine prall gefüllten Taschen. Wenige Monate später war der betrogene Betrüger so gut wie mittellos und floh wegen drückender Schulden zurück auf das Festland.

Es folgten rastlose Fahrten über den Kontinent, wo ihn altes (ein Neffe der d'Urfé) und neues Ungemach (die sittenstrenge Kaiserin Maria Theresia) traf. Fast scheint es, als hätte der Mann, der sich in den Memoiren brüstet, er habe sich über seine Zukunft »als Philosophie Sorgen machen wollen«, mit der Zeit doch Zukunftsängste entwickelt. Die erhoffte Diplomatenkarriere offerierten ihm jedoch weder Friedrich II. (1712–1786), mit dem er im Park von Sanssouci lustwandelte, noch Katharina die Große (1729–1786), die ihn in Sankt Petersburg gleich dreimal empfing.

Schließlich blies ihn der Wind nach Dux – und bis zuletzt hoffte Casanova, dort wieder wegzukommen. Am 7. Sep-

tember 1795 notierte Charles-Joseph Clary-Aldringen (1777–1831), ein Enkel des Fürsten de Ligne und jugendlicher Freund Casanovas, in sein Tagebuch, der Venezianer habe ernsthaft beschlossen, Dux zu verlassen – wegen all des Ärgers, den er in den vergangenen zehn Jahren dort hatte erleiden müssen, vor allem aber wegen der »täglichen Demütigungen«, die der Graf, seines Gastes offenbar überdrüssig geworden, ihm angedeihen ließ. »Von Zeit zu Zeit wirft er ihm sogar die Kosten vor, die sein Aufenthalt verursacht, und die sind wirklich nicht hoch, nur 400 Gulden jährlich«, schrieb Clary. »Ich werde sehr traurig sein, wenn wir ihn wirklich verlieren (...) Waldstein wird es auch sehr leidtun, nicht Casanovas, sondern seiner selbst wegen, denn es schmeichelt seiner Eitelkeit, einen so berühmten und außergewöhnlichen Mann wie Casanova bei sich zu haben.«

So weit kam es nicht. Giacomo Casanova, der so oft in seinem Leben abgereist war, wenn es ungemütlich wurde, blieb mangels Alternative in Dux, wo er am 4. Juni 1798 im Alter von 73 Jahren starb. ↩

(Spektrum Geschichte, 2/2023)



Von der Menschwerdung bis in die Neuzeit

Sechsmal im Jahr erfahren, wie Experten die Rätsel der Menschheitsgeschichte lösen. Berichte aus Archäologie, Geschichte, Anthropologie, aus der archäologischen Naturwissenschaft und Philologie weltweit.

JETZT LESEN!

ÄGYPTEN

EIN MANN, EIN KRAFTPROTZ, **EIN GRABRÄUBER**

von Hakan Baykal



Giovanni Battista Belzoni begann als Schausteller, schulte um zum Ingenieur und kam nach Ägypten. Dort wurde er zum Pionier der Altertumskunde – und zu einem Grabräuber.

Wie hielt er es bloß jahrelang in Ägypten aus? Folgt man Giovanni Belzonis eigenen Worten, wurde ihm der Aufenthalt dort durch eine Abfolge von stets neuen »Misslichkeiten« vergällt. Die Zeit in dem Land am Nil war von »Mühsal« geprägt und voller »Unannehmlichkeiten«. Immer wieder plagten die Einheimischen den Schatzsucher aus Italien mit ihrer »Boshaftigkeit«, ihrem »Listenreichtum« und ihren »Täuschungsmanövern«. Mal streikten die Arbeiter, ohnehin abergläubische »Wilde«, denen »jegliche Form der Arbeit« unbekannt war. Dann wieder behinderte ein sich groß fühlender kleiner Beamter die Ausgrabungen, um Geschenke und »Bakschisch« für sich und seine bewaff-

nete Gefolgschaft zu erpressen, »eine zerlumpete Schar mit wenig Vertrauen erweckendem Gebaren«, drückte es der Italiener recht unfreundlich aus.

Und wenn Türken und Araber endlich mal spurten oder ihn wenigstens in Ruhe seiner Arbeit nachgehen ließen, machte ihm die europäische Konkurrenz das Leben schwer, allen voran die Männer seines Landsmanns und Erzrivalen im Wettkampf um die wertvollsten Kunstschatze Ägyptens, Bernardino Drovetti (1776–1852). Das waren ohnehin allesamt »Deserteure, Desperados, Exilanten, die (...) beauftragt waren, meine Tätigkeiten zu behindern«, wie Belzoni in seinem 1820 in London publizierten Werk »Narrative of the Operations and Recent Discoveries within the Pyramids, Temples, and Excavations, in Egypt and Nubia« meinte. Als der Bericht über seine Expeditionen und Ausgrabungen in Ägypten und Nubien erschien, war er bereits ein bekannter

AUF EINEN BLICK

Rauben fürs Museum

01 Eher zufällig verschlug es den Schausteller Giovanni Battista Belzoni und seine Frau Sarah nach Ägypten.

02 Zunächst wollte sich Belzoni dort als Ingenieur verdingen, dann nahm er das Angebot an, kolossale Altertümer zu verschiffen.

03 Letztlich räumte er zahlreiche Denkmäler ab – für den englischen Generalkonsul in Ägypten, für das British Museum und für sich selbst.

Mann – vor allem in Großbritannien, in dessen Dienst der Italiener seine Schatzsuche betrieb.

Konnte er sich in Ägypten trotz aller Hindernisse, die er so verächtlich moierte, seinen Ausgrabungen widmen, so waren diese mit Strapazen verbunden. Dann musste er sich schon mal halb nackt durch beängstigend enge Tunnel hindurchzwängen, »über spitze Steine hinweg, die scharfkantig wie Glassplitter sind«, nur um sich »von allen Seiten umgeben von Leichen, Bergen von Mumien« wiederzufinden. Bei anderer Gelegenheit trug er eigenhändig in der prallen Sonne meterhohe Sanddünen ab, die den Eingang zu einem Tempel versperrten, oder er schaffte tonnenschwere Statuen mit einfachen Mitteln und unwilligen Arbeitern aus der Wüste an die Küste. Eine Tortur! Und sie wurde noch nicht einmal angemessen entlohnt.

Sarkophage, Skulpturen, Sphingen

Dennoch blieb Belzoni vier Jahre lang in Ägypten, wo er 1815 eher zufällig gestrandet war. In diesen Jahren schipperte der Mann, der nie zuvor in seinem Leben mit Antiken zu tun gehabt hatte, mehrmals

den Nil auf und ab, entdeckte, erforschte und plünderte zahlreiche Gräber und Tempel. Unmengen an Kulturgütern, darunter Kolossalstatuen, Sarkophage, Skulpturen, Sphingen, zahlreiche Mumien und viele kleinere Funde, holte der Italiener bis 1819 aus dem Wüstensand, schaffte sie unter gewaltigen Anstrengungen nach Alexandria und verschiffte sie weiter nach London. Dort füllt das Raubgut bis heute die Räume der ägyptischen Sammlung im British Museum.

Dem 1778 in Padua als Sohn eines armen Barbiers geborenen Giovanni Battista Belzoni war es keineswegs in die Wiege gelegt, als Pionier in die Annalen gleich zweier akademischer Fächer einzugehen – Archäologie und Ägyptologie. Zunächst war er dazu bestimmt gewesen, Mönch oder Priester zu werden. Nach der Eroberung Italiens durch ein französisches Revolutionsheer unter Napoleon 1797 verließ der junge Mann die Heimat und bereiste einige Jahre Europa. Er fand ein bescheidenes Auskommen mit Gelegenheitsarbeiten und als fliegender Händler.

In Holland, wo er sich eine Zeit lang aufhielt, erweiterte er sein hydraulisches



TOPFOTO / PICTURE ALLIANCE

GIOVANNI BATTISTA BELZONI (1778–1823) |
Im orientalischen Gewand zeigte sich der Italiener häufig.

Das Raubgut füllt bis heute die Räume der ägyptischen Sammlung im British Museum

und technisches Wissen, das er sich wohl schon während der Ausbildung in einem römischen Kloster erworben hatte. 1803 landete der fast zwei Meter große, nach dem Urteil von Zeitgenossen sehr gut aussehende Mann schließlich in Großbritannien. Noch im selben Jahr schlug er dort jene Laufbahn ein, in der er sich einen Namen machen sollte, ehe er als Schatzjäger am Nil Berühmtheit erlangte: Er wurde Schausteller und Akrobat.

Auftritt als Kraftmeier im Lendenschurz

Es heißt meist, Belzoni sei in seiner ersten Karriere ein Zirkusmann gewesen. Doch es waren weniger Manegen als Vorstadtbühnen, wie der Historiker und Journalist Stanley Mayes in seinem Buch »The Great Belzoni« schrieb, auf denen der Italiener die ersten Schritte in dieser Profession machte. Belzoni spielte in Boulevardtheatern, die ihr Publikum mit

musikalischen Revuen, Pantomimen, Singspielen und Attraktionen aller Art lockten. Die Zuschauer sahen Inszenierungen, in denen alle Rollen mit dressierten Hunden besetzt waren, aber auch Burlesken und Melodramen.

Auf solchen Bühnen also trat Belzoni auf. Der Italiener musizierte an der Glasorgel, gab den Zauberkünstler oder stellte als Schauspieler in diversen Stücken seinen körperlichen Anlagen entsprechend Riesen oder Piratenkapitäne dar. Seine Paraderolle aber war der »Patagonische Samson«: Gekleidet in einen Lendenschurz aus Fell, mit Straußenfedern auf dem Kopf und ledernen Sandalen an den Füßen gab er den Kraftprotz.

Offenbar war er tatsächlich ein Muskelmann. Bei seiner akrobatischen Nummer balancierte Belzoni ein rund 60 Kilogramm schweres eisernes Gestell auf seinen Schultern, auf dem überdies bis zu

zwölf Männer saßen. Der erstaunliche Kraftakt begründete seinen Ruhm als Schausteller und sicherte ihm landesweit Engagements. Ihm selbst war die Schau Nummer eher peinlich – vor allem später im Leben. Der technisch begabte und handwerklich geschickte Tüftler widmete sich sowieso lieber der Bühnenmaschinerie. Belzoni sorgte für den technisch reibungslosen Ablauf der Vorstellungen, entwickelte Wasserspiele, veranstaltete Feuerwerke – und versuchte sich in allem, was am Anfang des 19. Jahrhunderts an Unterhaltungstechnologie zur Verfügung stand.

Vorführung beim Pascha in Kairo

Neun Jahre lang tingelte Giovanni Belzoni auf den Britischen Inseln von einer Bühne an die andere, von einem Zirkus zum nächsten. Stets an seiner Seite war dabei seine Frau Sarah (1783–1870), eine

»Der Zweck meiner
Forschungstätigkeit
bestand darin, die
Ägypter ihrer Papyri
zu berauben«

Giovanni Battista Belzoni
(1778–1823)

Engländerin aus Bristol, die er kurz nach seiner Ankunft auf der Insel geheiratet hatte. Ab 1813 tourte das Paar begleitet von einem jungen Diener namens James Curtis, »den ich aus Irland mitgebracht hatte«, auch auf dem europäischen Festland, in Portugal und Spanien. Im Jahr darauf machte sich das Trio auf den Weg nach Konstantinopel. In der Hauptstadt des Osmanischen Reichs und am Hof seines Sultans waren Schausteller aus dem Westen damals sehr gefragt.

Doch bereits auf dem Weg dorthin, während eines Zwischenstopps auf Malta, begegneten sie einem Agenten von Muhammad Ali Pascha (1770–1849), dem Herrscher von Ägypten. Nominell war dieser zwar lediglich Gouverneur der osmanischen Provinz am Nil, er regierte jedoch weitgehend eigenständig. Zu jener Zeit trieb er die Modernisierung Ägyptens voran und bemühte sich darum, europäische Techniker ins Land zu holen. Dem Agenten des Paschas stellte sich Giovanni als Hydraulikexperte vor und bot an, eine hocheffiziente Pumpe zur Bewässerung von Ackerland zu konstruieren. Der Headhunter war beeindruckt und lud Belzoni samt Anhang nach Kairo ein.

Dort war auch der Pascha von der in Aussicht gestellten hydraulischen Anlage angetan. Doch die Arbeiten an der Maschine kamen nur schleppend voran, und nach einer missglückten – möglicherweise sabotierten – Demonstration, bei der sich auch noch James Curtis ein Bein brach, verlor Muhammad Ali das Interesse an dem Projekt. Belzoni ging leer aus, vor allem finanziell, denn der Pascha behielt das Honorar für die bereits geleistete Arbeit ein.

Im Dienst der Briten

Der Italiener war den Auftrag los, der Ire bettlägerig, die Geldbörse leer. Das ägyptische Abenteuer der Belzonis war drauf und dran zu enden, noch ehe es richtig begonnen hatte. »Mit schmerzlichen Gefühlen erwog ich die Abreise aus einem Land, das seit jeher die Forschungsbemühungen der Gelehrten stimuliert hatte.«

In der Zwischenzeit hatte Giovanni jedoch die Bekanntschaft eines dieser Gelehrten gemacht: Der Schweizer Johann Ludwig Burckhardt (1784–1817), der zum Islam konvertiert war und ausgezeichnet Arabisch sprach, hatte im Auftrag der britischen African Association über Jah-



re hinweg den Nahen Osten erkundet und unter anderem 1812 die Ruinen der antiken Nabatäerstadt Petra im heutigen Jordanien wiederentdeckt. Unmittelbar danach war Scheich Ibrahim, wie sich Burckhardt im Orient nannte, nach Kairo gekommen und bereiste seither Ägypten und Nubien.

Nun erzählte er den Belzoni von seinen Entdeckungen in den Ländern am Nil. Unter anderem berichtete er von einer rund sieben Tonnen schweren Kolossalbüste von Ramses II. in Theben, genannt »Younger Memnon«, die als Geschenk Muhammad Alis nach London gebracht werden sollte. Schon Napoleons Soldaten hatten vergeblich versucht, die riesige Statue aus Granit wegzuschaffen. Belzoni, der Kraftmensch und Ingenieur, bot an, »deren Transport von Theben nach Alexandria zu übernehmen, um sie

RAMSES II. | Das fast 2,7 Meter hohe Statuenfragment hievte Belzoni aus dem Totentempel von Ramses II. und verschiffte es nach London. Das auch als »Younger Memnon« bekannte Pharaonenbildnis steht bis heute im British Museum.

von dort nach England verschifft zu können«. Zusammen hielten er und Burckhardt Rücksprache mit dem erst kurz zuvor in Ägypten eingetroffenen britischen Generalkonsul Henry Salt (1780–1827), in dessen Aufgabenbereich auch die Beschaffung ägyptischer Altertümer für das British Museum gehörte.

Europa im Ägyptenwahn

Seit der Antike war das abendländische Interesse am Reich der Pharaonen nie abgerissen, wie es der britische Anthropologe Brian Fagan in seiner Übersicht »Abenteuer Archäologie« beschreibt. Davon zeugen zahlreiche Graffiti, die griechische und römische Touristen in Ägypten auf schon in antiker Zeit jahrtausendealten Tempelmauern hinterließen. Nach ihnen kamen christliche Pilger, die auf der Reise nach Jerusalem das Land am Nil besuchten. Ab der Renaissance machten sich vermehrt gelehrte Entdecker, Forscher und Abenteurer auf, die Geheimnisse des alten Ägypten zu ergründen. Doch seit Napoleons Ägyptenfeldzug, der von 1798 bis 1801 andauerte und militärisch erfolglos verlief, herrschte in Europa eine regelrechte Ägyptomanie.

Der Feldherr hatte auch eine »Commission des sciences et des arts«, eine Gruppe zuständig für künstlerische und wissenschaftliche Erkenntnisse, auf die Expedition an den Nil mitgenommen. 167 Wissenschaftler, Künstler, Ingenieure und andere Fachleute veröffentlichten dann zwischen 1809 und 1828 eine »Description de l'Égypte«, eine Beschreibung Ägyptens – es war eine bahnbrechende Gesamtschau des Unternehmens. Die staunende Begeisterung der Europäer für das längst versunkene Reich wurde durch die Publikation weiter angefacht. Vermutlich ägyptische Elemente fanden Eingang in die Alltagskultur Europas, etwa die Mode oder die Architektur.

Zur selben Zeit bemühten sich europäische Sammlungen darum – vor allem der Louvre und das British Museum –, die kostbarsten und prestigeträchtigsten Artefakte vom Nil zu beschaffen. Für die französische Seite war federführend Bernardino Drovetti aus Turin unterwegs, ein ehemaliger napoleonischer Offizier und bis 1815 sowie dann wieder ab 1829 Generalkonsul Frankreichs in Ägypten. Drovetti veranlasste Ausgrabungen im ganzen Land oder führte sie selbst durch.

»Was immer das Herz begehrte, riss man an sich (...) Und kam einem ein anderer Ausgräber in die Quere, lauerte man ihm mit der Flinte auf«

Howard Carter (1874–1939), Archäologe

Auf britischer Seite übernahm Henry Salt diese Rolle, der nun Belzoni mit der Bergung der kolossalen Ramsesbüste beauftragte.

Der Italiener erledigte den Auftrag mit ein paar Seilen, Pfählen, Baumstämmen und Flaschenzügen sowie wenigen Helfern. Schon nach einigen Wochen lieferte er den »Younger Memnon« in Alexandria ab – trotz der bereits erwähnten Scherereien mit streikenden Arbeitern und der Intrigen Drovettis, der ihm die Büste zu Gunsten des Louvres abzujagen versucht hatte. 1818 gelangte das Artefakt nach London, wo es sich heute noch befindet.

Expeditionen im ganzen Land

Belzoni agierte zielstrebig, beharrlich und skrupellos – und er wusste zu improvisieren. Das empfahl ihn für weitere Dienste. In den folgenden Jahren legte er unter anderem den großen Ramses-Tempel von Abu Simbel frei, den ebenfalls Burckhardt wiedergefunden hatte. Doch nicht nur das: Er entdeckte die prachtvoll ausgemalten Gräber der Pharaonen Sethos I., Ramses I. und anderer im Tal der Könige, er bereiste Elephantine, Edfu und Philae und besuchte als erster Europäer



IN DER PYRAMIDE | Belzoni betritt die Pyramide des Chephren, die zweitgrößte auf dem Giseh-Plateau. Die Zeichnung stammt aus Belzonis »Erzählung«.

die Oase von Siwa. Auch erforschte er die Ruinen der einstigen Hafenstadt Berenike am Roten Meer und fand in Giseh den seit Jahrhunderten vergessenen Eingang der Chephren-Pyramide.

Während Belzoni eine Expedition nach der anderen anging, sammelte er – für Henry Salt, das Museum in London und für sich selbst – Statuen, Sarkophage, Obeliskten und auch handlichere Stücke. »Der Zweck meiner Forschungstätigkeit bestand darin, die Ägypter ihrer Papyri zu berauben«, berichtete der Ausgräber in seinem Buch ungeniert von seinem Aufenthalt in Qurna, einem Dorf bei Theben, dessen Bewohner über Generationen von der Grabräuberei lebten. Um an diese papierenen Schätze zu gelangen, ging Belzoni buchstäblich über Leichen. »Mit jedem Schritt zertrat ich die eine oder andere herumliegende Mumie.«

Auf einigen dieser Ausgrabungen begleitete Sarah ihren Mann. Öfter aber blieb sie in Kairo zurück, wo sie in ihrem Quartier bei einer arabischen Familie seine Rückkehr erwartete. Die Eindrücke, die sie in jener Zeit gewann, fanden sich später unter dem Titel »Mrs. Belzoni's trifling account of the women of Egypt,

Nubia, and Syria« (Mrs. Belzonis belangloser Bericht über die Frauen von Ägypten, Nubien und Syrien) im Anhang des »Narrative« ihres Mannes. Völlig belanglos waren ihre Schilderungen allerdings nicht, da sie immerhin eine der ersten Europäerinnen war, die tatsächlich aus dem Alltag ägyptischer Frauen berichten konnten.

Die Plünderer konkurrierten bis aufs Blut

Je umtriebiger und erfolgreicher Belzoni war, desto härter wurde die Konkurrenz mit Drovetti und dessen Agenten. »Dies waren die großen Tage der Ausgrabungen«, meinte Howard Carter (1874–1939), der Entdecker des Grabs von Tutanchamun, rund ein Jahrhundert danach über die Pionierzeit der Archäologie in Ägypten. »Was immer das Herz begehrte, riss man an sich, sei es ein Skarabäus, sei es ein Obelisk. Und kam einem ein anderer Ausgräber in die Quere, lauerte man ihm mit der Flinte auf.«

Und tatsächlich: Im Spätsommer 1818 bedrängten zwei europäische Agenten aus Drovettis Team zusammen mit zum Teil bewaffneten einheimischen Grabungsarbeitern Belzoni in der Nähe von

Luxor. Es wurde gestritten, geschrien, gedroht – die Situation eskalierte im Nu. »In demselben Moment kam der Deserteur Rossignano bis auf vier Yards an mich heran und richtete mit der Wut eines ausgemachten Schurken ein doppelläufiges Gewehr gegen meine Brust«, schrieb Belzoni in seiner Erzählung. Kurz darauf fiel hinter seinem Rücken ein Schuss. Belzoni beschloss, Ägypten möglichst bald zu verlassen. »Nachdem ich endlich all meine Angelegenheiten in Ägypten geregelt hatte, bestiegen wir Mitte September des Jahres 1819 – Gott sei gedankt – ein Schiff nach Europa.«

Bei seiner Ankunft in London war Belzoni bereits ein berühmter und gefeierter Mann. Er machte sich umgehend daran, neben dem Ruhm auch Geld zu ernten. All die Ausgrabungen in Ägypten hatten ihm nämlich nur wenige hundert Pfund sowie eine überschaubare Antikensammlung eingebracht. Der Großteil der Artefakte lagerte entweder im British Museum oder war in den Privatbesitz von Generalkonsul Salt übergegangen. Zunächst stellte Belzoni eine Ausstellung mit einem Teil seiner Funde in der Egyptian Hall zusammen, einem 1812 im damals

ABU SIMBEL | Belzoni ließ den großen Tempel von Ramses II. in Abu Simbel frei legen. Die Anlage befand sich unweit des Nils, wie die Zeichnung aus dem Buch des Italieners zeigt.



EXTERIOR VIEW OF THE TWO TEMPLES AT YBSAMBUL.

London, Published 1820, by John Murray, Albemarle Street.

angesagten neuägyptischen Stil erbauten Veranstaltungshaus. Dort bildete er zwei Kammern des Grabes von Sethos I. in Originalgröße nach, einer der größten und am reichsten dekorierten Grablegen im Tal der Könige.

Die Wandbemalungen hatte Giovanni im Tal der Könige in Zusammenarbeit mit dem italienischen Arzt und Forschungsreisenden Alessandro Ricci (1792–1834) detailgetreu kopiert, nun trug er sie gemeinsam mit Sarah an den Wänden des Hauses in Piccadilly auf. Die in schummeriges Licht getauchten leuchtenden Farben sollten das Publikum gleichsam an den Fundort versetzen. Zeichnungen, Modelle, Statuen, Mumien, Skarabäen ergänzten die Ausstellung, die ein voller Erfolg wurde und beinahe ein Jahr lang lief. Auch das Buch verkaufte sich gut und erlebte schnell eine zweite Auflage. Die Belzonis stiegen in die Londoner Society auf – und nur noch selten sowie hinter vorgehaltener Hand wurde an den Patagonischen Samson erinnert.

Belzonis letzte Reise

Dennoch hielt es den Schatzjäger nicht lange in London. Im Frühjahr begaben

sich die Eheleute Belzoni wieder nach Afrika. Sarah begleitete ihren Mann bis Fez in Marokko, wo sie ihn – wie früher in Kairo – erwarten wollte. Er zog weiter nach Benin, um von dort zur Suche nach der legendären Stadt Timbuktu und den Quellen des Niger aufzubrechen. Beide Orte standen zu jener Zeit ganz oben auf der Liste europäischer Entdecker und Forschungsreisender. Bereits kurz nach seiner Ankunft in Äquatorialafrika erkrankte Belzoni jedoch an der Ruhr, der er am 3. Dezember 1823 in Gwato erlag, dem heutigen Ughoton nahe Benin City in Nigeria.

Sarah wartete noch fast ein Jahr lang in Fez auf ihren Mann, ehe sie nach England zurückkehrte. Dort überlebte sie ihn um fast ein halbes Jahrhundert. Eine Zeit, die sie in stets prekären Umständen verbrachte. Erst nachdem sich Freunde und Bewunderer Giovannis jahrelang für sie eingesetzt hatten, gewährte ihr der britische Staat 1851 eine jährliche Rente von 100 Pfund. ↩

(Spektrum Geschichte, 5/2023)

Spektrum
der Wissenschaft

KOMPAKT



FORSCHUNG IM MUSEUM

Ägyptische Papyri | Der Schatz
von Elephantine

Felix von Luschan | Jäger der
geraubten Beninbronzen

Paläontologie | Die Wahrheit hinter
dem Schwaben-Lindwurm

HIER DOWNLOADEN

FÜR NUR
€ 4,99

SIMON VON GELDERN

MORGENLÄNDER, SCHWÄRMER **UND SONDERBARER HEILIGER**

von Hakan Baykal



Schillernd und widersprüchlich war das Leben des Abenteurers Simon von Geldern. Und hätte ein berühmter Nachfahre seine Schriften nicht entdeckt, wäre sein Dasein wohl unbekannt.

Am 4. Dezember 1755 ließ sich der Rabbiner Zwi Hirsch Oppenheim zu einem bedingt lobenden Empfehlungsschreiben hinreißen: »Wenn ich auch keine Empfehlungen an Leute gebe, die umherziehen, so weiß ich doch, dass mein Verwandter Simon de Geldern eine Leuchte ist und daher eine besondere Behandlung verdient«, heißt es im Brief des angesehenen Hofkammeragenten für Bonn und Hildesheim. »Weil er aufs Meer ging, um sich in fremde Länder zu begeben, und sich unbesonnen von zu Hause entfernte und von dem Lande, in dem er geboren wurde.«

Zu diesem Zeitpunkt war der angesprochene Simon von Geldern in der Tat

weit herumgekommen. Er war durch halb Europa gezogen, hatte Wien, Amsterdam, London und Paris besucht sowie rund ein Dutzend deutscher Städte, hatte Frankreich durchquert, Italien ebenso, und war bereits zweimal über Ägypten und Zypern ins Heilige Land der Christen gepilgert – in den Jahren 1751 und 1753. Er war in Alexandria und Kairo gewesen, in Akkon, Jerusalem und Safed, das seit dem Mittelalter als Zentrum der jüdischen Mystik galt. Dort ließ er sich denn auch seine fromme Pilgerschaft vom lokalen Rabbinerkollegium schriftlich bestätigen.

Auf dem Rückweg nach Europa nahm er die Route über Kleinasien und den Balkan. Mittlerweile trug er stets »türkische Tracht«, also orientalische Kleidung, weshalb man ihn den »Morgenländer« nannte. Er verlieh sich selbst Titel, nannte sich Rabbi, Doktor, später

AUF EINEN BLICK

Reisender zwischen zwei Welten

01 Im 18. Jahrhundert waren wenige jüdische Familien in Europa bessergestellt: die Hoffaktoren. Sie dienten Fürsten.

02 Simon von Geldern stammte aus einer solchen Familie, entschied sich aber für das Leben eines Abenteurers, Kavaliers und jüdischen Mystikers.

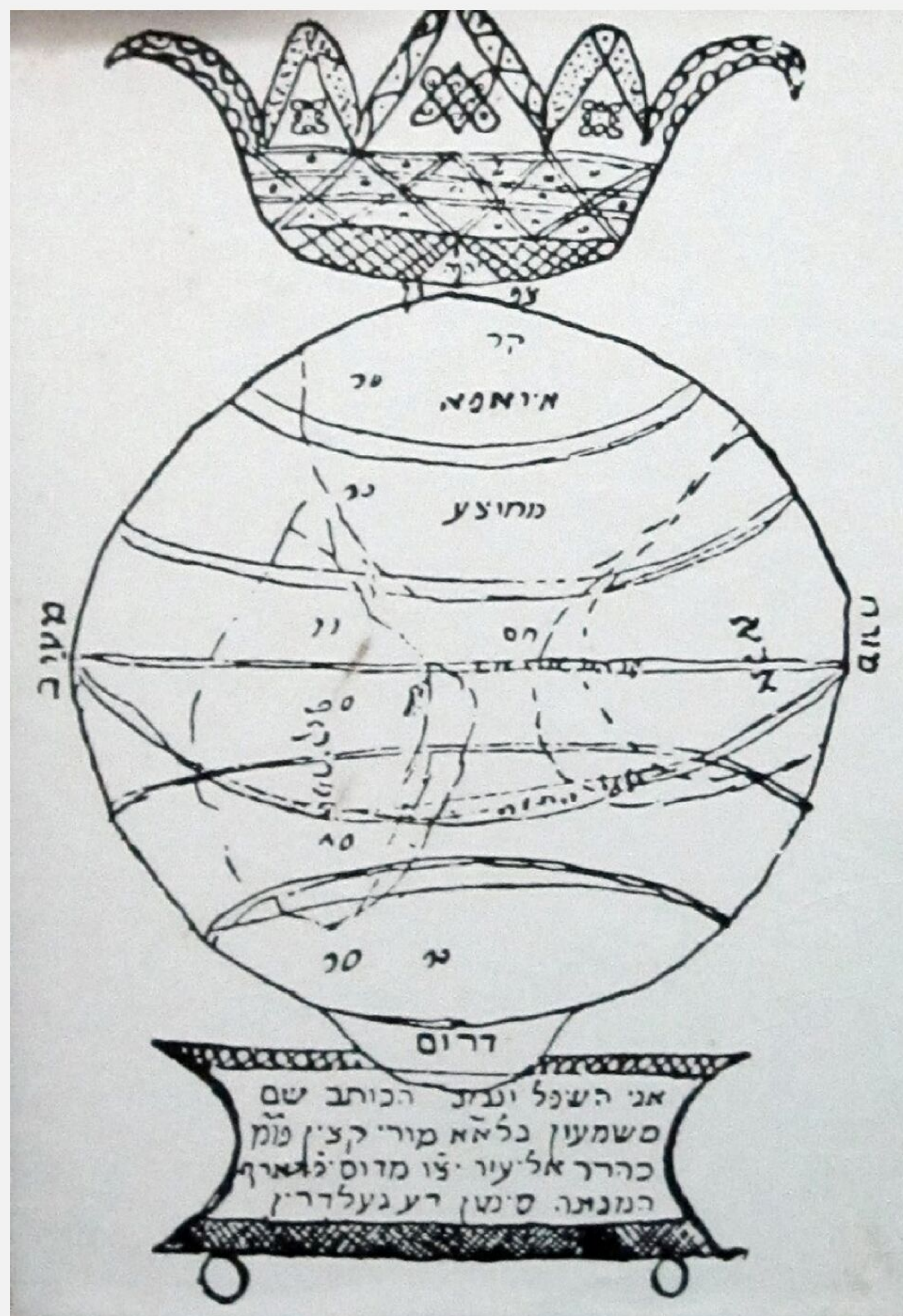
03 Was über von Geldern bekannt ist, überliefern dessen Schriften, die sein Großneffe Heinrich Heine aufbewahrte.

auch Ritter – Chevalier Simon de Guel-dres, de Galilée – und gab sich als erfah-rener Kabbalist, geschult im Umgang mit Zahlenpyramiden und magischen Quadraten.

Simon von Geldern war demnach so einiges – Reisender, Händler, Kavalier, aber auch selbst erklärter Gelehrter in jü-disch-mystischen Glaubensangelegen-heiten. Das Leben jenes Mannes war abenteuerlich und widersprüchlich. Und fast wäre nichts davon bekannt, hätte nicht eine Hand voll Schriften die Jahr-hunderte überdauert. Weil von Gelderns Großneffe sie entdeckte, aufbewahrte und sich mit seinem Oheim innigst be-fasste. Sein Name: Heinrich Heine (1797–1856).

Sohn angesehener Hoffaktoren

Eigentlich war Simon von Geldern eine andere Laufbahn in die Wiege gelegt. 1720 in Wien geboren und in Düsseldorf auf-gewachsen, entstammte er einer respek-tablen Familie so genannter Hoffaktoren. So wurden jene Kaufleute bezeichnet, die sich im Hauptberuf der wirtschaftlichen Angelegenheiten europäischer Fürsten-höfe annahmen. Man nannte sie auch



Von Gelderns Globus

In seinem Tagebuch zeichnete Simon von Geldern einen Globus. Auf Hebräisch beschriftete er die Himmels-richtungen, die Klima-zonen und die Kontinente. Auf dem Sockel nannte er sich als Autor.

Simon von Geldern hieß
ganz offiziell »Hof
Cabbalist, Geheimer
Magischer Rath,
öffentlich accreditierter
Hoffactor und Agent
des Landgrafen und
Erbprinzen von Hessen
Darmstadt«

»Hofjuden«, wegen des Glaubens, dem die meisten von ihnen anhängen. Sie besorgten Verpflegung, Uniformen und Munition für die fürstlichen Truppen, verhandelten verschiedenste Waren oder vermittelten ihren Dienstherrn günstige Kredite.

Sie gehörten zu den wenigen reichen Juden, ein paar hundert über den ganzen Kontinent zerstreute Familien, die repräsentative Bürgerhäuser in den europäischen Residenzstädten bewohnten – und nicht wie ihre Glaubensbrüder zusammengepfercht in Ghettos oder in armseiligen Hütten auf dem Lande hausten. Bei allem Reichtum war der Status der »Hofjuden« jedoch alles andere als gesichert. »Mühsam, Stück für Stück, müssen sie sich die Rechte erkaufen, die jedem Christen durch Geburt zustehen. Die Freiheit zu wohnen, zu reisen, zu arbeiten, zu leben, wo und wie es ihnen beliebt«, schrieb der Kulturjournalist Fritz Heymann (1898–1944), ein deutscher Jude auch er, in seinem 1937 im Amsterdamer Exil publizierten Werk »Der Chevalier von Geldern. Eine Chronik vom Abenteuer der Juden«. Zudem waren die Fürsten oft genug säumige Kunden, Rechnungen wur-

den mitunter spät, manchmal gar nicht beglichen.

Die Familie von Geldern diente bereits zwei Generationen lang den Kurfürsten von der Pfalz als Hoffaktoren. Simons Ausbildung war dementsprechend standes- und zeitgemäß. Neben Thora und Talmud standen auch Latein und Mathematik auf dem Lehrplan, neben Jiddisch und Hebräisch lernte er Hochdeutsch und Französisch – außerdem fechten, reiten, tanzen. Schließlich sollte der Junge das Familienunternehmen weiterführen. Und tatsächlich erweckte Simon in seiner Jugend noch den Eindruck, als ob er die Geschäfte übernehmen würde.

Doch letztlich stand ihm nicht der Sinn nach Lieferungsverpflichtungen und Verproviantierungsverträgen. Angelegenheiten, »über die zu schreiben nicht verlohnt«, wie er noch Jahrzehnte später missvergnügt in seinem Tagebuch festhielt. Er zog es vor, in die Welt zu ziehen. Im April 1747 nahm Simon einen handfesten Streit mit dem Vater zum Anlass, Düsseldorf zu verlassen – bis auf wenige Besuche sollte er auch nicht wiederkehren. Stattdessen war er unterwegs: mal als Pilger, mal als Abenteurer.

Von göttlicher Lehre durchdrungen saß er an den Spieltischen

Der Historiker Ludwig Rosenthal (1896–1988) schrieb 1978 eine Biografie über Simon von Geldern, die der Literaturwissenschaftler und ehemalige Direktor des Heinrich-Heine-Instituts in Düsseldorf Joseph Kruse noch 2019 als verlässlich lobte. Rosenthal meinte, von Geldern habe sein Leben »auf zwei fast völlig voneinander getrennten Ebenen« geführt. Auf der einen Ebene finde man »Reb Simon, den Kenner von Thora und Talmud«, der die Sabbatruhe auch dann einhielt, wenn ihn auf Reisen ein adeliger Begleiter zur Weiterfahrt drängte, der mehrfach Pilgerfahrten ins Heilige Land unternahm, dort an den Gräbern großer Kabbalisten meditierte – einen Mann also, »dem die größten Rabbiner seiner Zeit Bescheinigungen ausstellen, dass er von der göttlichen Lehre durchdrungen und der materiellen Hilfe seiner Glaubensgenossen durchaus würdig sei«.

Auf der anderen Ebene aber begegne man einem galanten Kavalier und Abenteurer des 18. Jahrhunderts, der sich die Doktorwürde sowie einen Adelstitel

selbst verpasste, der auch dank seiner prächtigen orientalischen Kleidung Zugang zu europäischen Fürstenhöfen erlangte »und mit seinem guten Aussehen, seinen guten Manieren und seiner interessanten Plauderei in vielen Sprachen männliche und – vor allem auch – weibliche Zuhörer anzuziehen und zu bezau-bern weiß«.

Als Pilger zog Simon von Stadt zu Stadt, von Synagoge zu Synagoge, von einer jüdischen Gemeinde zur nächsten. Überall legte er Rabbinatszeugnisse von seinen früheren Aufenthaltsorten vor und ließ sich neue ausstellen. Über die Jahre kamen derart viele Empfehlungen zusammen, dass er sie 1759 in Amsterdam als Büchlein drucken ließ, um sie vorlegen zu können. Auch als Kavalier begab sich von Geldern von Ort zu Ort. Der passionierte Glücksspieler frequentierte die Kasinos, in denen er mehr als einmal sein ganzes Vermögen verspielte, bei anderen Gelegenheiten aber ein neues gewann, das er mit hohen Damen und leichten Mädchen vergeudete – stets seine Sünden bereuend, so ist es seinen teilweise erhaltenen Tagebüchern zu entnehmen, stets sie aufs Neue begehend.

Anders als seine christlichen Kollegen benötigte der jüdische Abenteurer auf seinen Reisen in Europa Freipässe der jeweiligen Landesherren. Diese wurden ihm meist anstandslos gewährt. Dabei war wohl seine Abstammung aus einer angesehenen Hoffaktorenfamilie ebenso nützlich wie der Ruf, den er sich als weit gereister und außergewöhnlicher Mann erworben hatte. Schließlich ging er auch an Fürstenhöfen ein und aus. In London empfingen ihn sogar König und Königin zum Tee in privater Runde.

Die Sehnsucht nach einem festen Job

In die Jahre gekommen, begann Simon nach einer festen Anstellung zu suchen, die seinen Fähigkeiten entsprach. Von diesen hatte er eine hohe Meinung, wie ein Bewerbungsschreiben zeigt, das er an den französischen König Ludwig XV. (1710–1774) persönlich richtete: »Der Herr von Geldern aus Bethulia in Galiläa, der die hebräische, chaldäische, deutsche, spanische, italienische und englische Sprache so sehr beherrscht, dass er sie ins Französische übersetzen kann, und der sich einen großen Ruf an allen Höfen Europas durch seine Reisen in Asien und Af-

rika erworben hat sowie die Achtung aller Gelehrten, die er kennen lernte, ist hierher in der Absicht gekommen, sein Leben im Dienst Sr. Majestät, des viel geliebten Königs, zu beschließen. Er könnte nützlich, ja nötig sein bei der königlichen Bibliothek oder auch sonst als Dolmetscher. In Kriegszeiten würde man sich seiner Kenntnisse fast aller europäischen Höfe bedienen (...).«

Doch es gab keine Stelle für ihn in Versailles, ebenso wenig an der Bibliothek in Wolfenbüttel, wo er mehrfach vorstellig wurde. Also zog er weiter – von Gemeinde zu Gemeinde, von Spieltisch zu Spieltisch. Durch den Handel mit wertvollen hebräischen oder arabischen Handschriften und Büchern, die er von seinen Reisen in den Orient mitgebracht hatte, gelang es ihm kaum, über die Runden zu kommen. Also gab er bisweilen Sprachunterricht, obwohl er diese Beschäftigung für unter seiner Würde betrachtete. Ebenfalls versuchte er vergeblich, als Gelehrter ein Auskommen zu finden.

Erst das Jahr 1776 brachte die entscheidende Wende in Simons prekärem Dasein. Er begegnete Prinz Ludwig von Hessen (1753–1830), einem esoterischen

Schwärmer, der in dem Morgenländer einen Meister der Kabbala und anderer Geheimwissenschaften zu erkennen glaubte und ihn schließlich in Stellung nahm. Ab 1778 durfte sich Simon von Geldern ganz offiziell »Hof Cabbalist, Geheimer Magischer Rath, öffentlich accreditierter Hoffactor und Agent des Landgrafen und Erbprinzen von Hessen Darmstadt« nennen. Aus dem Vagabunden war schließlich ein »Hofjude« geworden.

Beteiligt an der Emanzipation der Juden in Frankreich

Doch die neuen, klingenden Titel erwiesen sich als hohl, da für Simons »magische Fähigkeiten in Darmstadt damals keine große Nachfrage bestand«, schreibt Rosenthal. Schon kurz nach der Anstellung wies der Prinz dem Hofkabbalisten einen zu seinem Schloss im elsässischen Buchweiler gehörenden Pavillon als Ruhesitz an. Allerdings: Ruhig zu sitzen war Simons Sache nicht. Er brach des Öfteren zu Reisen auf, freilich hatte sich sein Radius erheblich verkleinert – und stets kehrte er in seinen Pavillon zurück.

Besonders häufig besuchte er in seinen letzten Jahren den Abbé Henri Gré-

»Der beste und kostbarste Fund jedoch, den ich in den bestäubten Kisten machte, war ein Notizbuch von der Hand eines Bruders meines Großvaters«

Heinrich Heine (1797–1856)
in seinen Memoiren

goire (1750–1831), einen liberal gesinnten katholischen Geistlichen, der Pfarrer im nahe gelegenen Städtchen Emberménil war. Diesen unterstützte er bei der Abfassung eines Essays zu der Frage: »Gibt es Mittel, die Juden in Frankreich nützlicher und glücklicher zu machen?« Der Aufsatz bildete die Grundlage für die Emanzipation der Juden in Frankreich, die 1791 in der Nationalversammlung beschlossen wurde. Simon von Geldern »hat also letzten Endes viel mehr zu Wege gebracht als alle anderen ehrenwerten Mitglieder dieser angesehenen Familie«, schrieb Rosenthal.

Irgendwann im September 1788 verstarb Simon von Geldern auf der Landstraße von Straßburg nach Buchweiler, wahrscheinlich in einer Kutsche. Genauer weiß man nicht. Auch wo sein Grab liegt, ist unbekannt. Was von ihm blieb, sind handschriftliche Aufzeichnungen, verteilt auf diverse Archive. Sie wären vielleicht schon zu Staub zerfallen, hätte nicht ein träumerischer Junge auf dem Dachboden des Hauses »Zur Arche Noä« in Düsseldorf gestöbert. Der Junge hieß Harry Heine – als Heinrich Heine sollte er zu einem der bedeutendsten deutschen

Dichter des 19. Jahrhunderts werden. In dem besagten Haus besuchte er häufig seinen Onkel mütterlicherseits und kramte aus den Truhen so manchen Schatz heraus.

»Der beste und kostbarste Fund jedoch, den ich in den bestäubten Kisten machte, war ein Notizbuch von der Hand eines Bruders meines Großvaters, den man den Chevalier oder den Morgenländer nannte und von welchem die alten Muhmen immer so viel zu singen und zu sagen wussten«, schrieb Heine in seinen Memoiren. Der Junge war fasziniert von dem Verwandten, diesem »sonderbaren Heiligen«, den er nie kennen gelernt hatte und dem er sich doch so nahe fühlte. Über ein Jahr sah er den Onkel seiner Mutter in seinen Träumen und identifizierte sich mit ihm. Sein Großoheim sei »halb Schwärmer [gewesen], der für kosmopolitische, weltbeglückende Utopien Propaganda machte, halb Glücksritter, der im Gefühl seiner individuellen Kraft die morschen Schranken einer morschen Gesellschaft durchbricht oder überspringt. Jedenfalls war er ganz ein Mensch.« ↩

(Spektrum Geschichte, 4/2023)

Spektrum
der Wissenschaft

KOMPAKT

FÜR NUR
€ 4,99

ERFOLG & NIEDERLAGE

Grit | Bleib dran!

Resilienz | Sich selbst ein guter Freund sein

Stolz | Ich bin großartig!

HIER DOWNLOADEN



MORITZ AUGUST BENJOWSKI

EIN MEISTER DER LÜGENGESCHICHTEN

von Hakan Baykal

Soldat, Strafkolonist, Schriftsteller – Moritz Benjowski schlug sich abgebrüht durchs Leben. Doch am meisten profitierte er von seinen Schwindeleien. Ein Historiker hat sie aufgedeckt.

ALAMY / HERITAGE IMAGE PARTNERSHIP LTD

Als der seinerzeit in ganz Europa berühmte Haudegen Moritz August Benjowski in seinen Memoiren auf den Tod der holländischen Afanasia zu sprechen kommt, wirken seine Worte erstaunlich teilnahmslos: »Ihr frühzeitiger Tod griff mich sehr an. Umso mehr, als er mich der Befriedigung beraubte, ihre Zuneigung durch die Verheiratung mit dem jungen Popow zu vergelten.« Der deutsche Herausgeber, der eine überarbeitete Fassung der 1790 erschienenen Erinnerungen des Weltreisenden veröffentlichte, zeigte sich von der Abgebrühtheit des Grafen einigermaßen verstört: »Das ist alles, was Benjowski über das arme Weib zu sagen hat?«

Dabei hatte das 16-jährige Mädchen, so berichtete es schließlich Benjowski selbst, seine waghalsige Flucht aus dem erzwungenen Exil in Kamtschatka erst ermöglicht. Sie, die Tochter des Kommandanten einer Strafkolonie im fernen Osten Russlands, war in die Verschwörung der Gefangenen eingeweiht gewesen,

hatte den Tod ihres Vaters mit angesehen, ihre Heimat verlassen und war dem Abenteuerer aus Europa treu auf eine gefährliche Seereise gefolgt. Ihm, den in der Heimat Frau und Kind erwarteten. Gemessen an Afanasias Loyalität erscheinen die Worte Benjowskis tatsächlich bemerkenswert kühl. Allein – das Mädchen hat nie gelebt. Ihre Geschichte, ihre Liebe und ihr Tod sind frei erfunden, wie so vieles in Benjowskis Erinnerungen.

Buchstäblich vom ersten Satz an schrieb der Autor die Unwahrheit. Er gab sein Geburtsjahr mit 1741 an und machte sich damit um fünf Jahre älter, als er tatsächlich war. Was hatte den Mann dazu bewogen, seine Abenteuer derart auszuschnüffeln? Das Leben dieses Soldaten und Schriftstellers, der nach Frankreich gelangte und dem König seine Dienste als welterfahrener Kenner anbot, lässt es erahnen. Allerdings war an seinem Wissen und seinen Errungenschaften nicht so viel dran, wie er vorgab.

Der Mann aus dem Habsburgerreich landete im sibirischen Exil

Geboren wurde Moritz August Benjowski am 20. September 1746 als Spross un-

AUF EINEN BLICK

Haudegen aus habsburgischen Landen

01 Im 18. Jahrhundert verdingte sich Moritz August Benjowski als Soldat. Berühmt wurde er, als ihm die Flucht aus einer sibirischen Strafkolonie gelang.

02 Danach bot er der französischen Krone seine Dienste an. Er behauptete, er verfüge über wertvolle Handelskontakte in Amerika, Japan und Formosa, dem heutigen Taiwan. Schließlich sollte er Madagaskar für Frankreich kolonisieren, wo er angeblich zum Inselkaiser aufgestiegen war.

03 Später schrieb er seine Erlebnisse auf. Allerdings hat er seine Memoiren mit zahlreichen Unwahrheiten angereichert.



Rache

Weil drei Mann seiner Besatzung auf der Insel Formosa (heute Taiwan) getötet wurden, führte Benjowski einen Rachefeldzug gegen die Bewohner. Offenbar brachten er und seine Männer rund 1200 Menschen um. Die Darstellung des Überfalls stammt aus den Memoiren Benjowskis.

garischer, slowakischer und polnischer Vorfahren in Vrbové, einem Städtchen, das damals im habsburgischen Ungarn lag und sich heute im Westen der Slowakei befindet. Berühmt wurde Benjowski 1771, als es ihm gemeinsam mit Dutzenden anderen in einem spektakulären Aufstand gelang, aus Sibirien bis nach Frankreich zu fliehen, wo er im Sommer 1772 ankam.

Soldat war Benjowski schon in jungen Jahren geworden. Nach eigener Aussage nahm er als Kind im Heer der Kaiserin Maria Theresia (1717–1780) am Siebenjährigen Krieg teil, der von 1756 bis 1763 zwischen den europäischen Großmächten tobte. Gesichert ist, dass der Junge zu einem aufbrausenden, gewalttätigen Mann heranwuchs. Nachdem er im Alter von 21 Jahren versucht hatte, einen Erbschaftsstreit mit der Waffe in der Hand zu regeln, verbannte ihn die Monarchin aus Österreich. Daraufhin verbrachte der Abenteurer aus der habsburgischen Provinz einige Zeit zwischen Hamburg, Plymouth und Antwerpen – wertvolle Monate, in denen er sich die Grundbegriffe der Seefahrt zu eigen machte.

Er heiratete, schwängerte seine Frau und kehrte 1768 wieder zurück aufs Schlachtfeld. Wir finden ihn unter den polnischen Konföderierten von Bar, die gegen den Einfluss Russlands den ersten polnischen Nationalaufstand anführten. In einer Reihe von Schlachten und Scharmützeln verwundet und ausgezeichnet, stieg der Söldner aus Ungarn zum Oberst auf und geriet schließlich 1769 in russische Gefangenschaft. Benjowski wurde, wie tausende andere Kriegsgefangene auch, nach Kasan deportiert, einer Stadt an der Wolga, etwas mehr als 700 Kilometer Luftlinie östlich von Moskau gelegen. Gemeinsam mit dem schwedischen Offizier August Winbladh, der ebenfalls auf Seiten der Polen gekämpft hatte, gelang ihm die Flucht. Die beiden Söldner schafften es bis Sankt Petersburg, wurden dort aber verraten, verhaftet und wieder verbannt – diesmal in den äußersten Osten des Russischen Reichs.

Die Memoiren des Grafen sind voller Lügengeschichten

Nach einer achtmonatigen, die meiste Zeit über von einem Dutzend Kosaken es-

Historiker Andrew Drummond hat sich durch alle verfügbaren Dokumente gearbeitet und nachgewiesen, dass die Memoiren des Grafen von Unwahrheiten und Übertreibungen nur so strotzen

kortierten Reise, auf der sich ihnen weitere Verbannte und weitere Kosaken anschlossen, erreichten die Gefangenen die Festung Bolscherezk. Dabei handelte es sich um einen armseligen Außenposten an der Westküste der Halbinsel Kamtschatka. »Damals bewegte sich ein ständiger und endloser Strom von Exilanten aus den Städten des Russischen Reichs nach Sibirien«, sagt der Historiker und Benjowski-Experte Andrew Drummond, der 2017 eine Biografie über den Abenteuerer publizierte. Der Brite, eigentlich Sprach- und Literaturwissenschaftler, hat sich in jahrelanger Arbeit durch alle verfügbaren Dokumente gearbeitet und nachgewiesen, dass die Memoiren des Grafen von Unwahrheiten und Übertreibungen nur so strotzen.

Bolscherezk war ein trostloser Ort, an dem sich etwa drei Dutzend Blockhütten um das Haus des Kommandanten, eine Kirche und eine Schnapsbrennerei gruppierten. Bevölkert wurde das Dorf zu jener Zeit vorwiegend von Verbannten, unter ihnen auffällig viele Ausländer: Deutsche, Schweden, Polen und Franzosen. Aber natürlich auch in Ungnade gefallene Russen. »Ein typischer Querschnitt der

damaligen Bevölkerung Sibiriens«, konstatiert Drummond.

Die Verbannten bekamen Werkzeuge und sogar Waffen gestellt und mussten sich ihr Auskommen vor allem durch die Jagd selbst sichern. Bewacht wurden sie von Kosaken, die ihrerseits »ständig am Rande der Meuterei standen«, schreibt Drummond. Schnell gelang es dem weltgewandten Benjowski, den Befehlsherrn der Kosaken, Festungskommandant Hauptmann Grigorij Nilow, für sich zu gewinnen. Nilow sei wenig gebildet und stets alkoholisiert gewesen. Freilich neigten alle Bewohner des ungemütlichen Örtchens zu geistigen Getränken. Oft genug berichtet Benjowski in seinen Memoiren von den beachtlichen Mengen Branntwein, die bei den allabendlichen Dinern getrunken wurden. Dabei saßen Offiziere und Exilanten gemeinsam an der Tafel des Kommandanten. In jener Zeit planten Benjowski, sein Freund Winblad und einige weitere Verbannte ihren Ausbruch. Teil der Gruppe war auch ein gewisser Ippolit Stepanow.

Der russische Offizier und ein Sekretär namens Iwan Rjumin, der später in einem Brief an den russischen Botschafter



MEMOIREN | Geboren wurde Benjowski 1746 als Spross ungarischer, slowakischer und polnischer Vorfahren. Später schrieb er seine mit vielen Übertreibungen garnierten Memoiren auf, aus denen dieser Stich stammt. Das kleine Bild unter Benjowskis Porträt zeigt dessen Rachefeldzug gegen die Bewohner von Formosa, dem heutigen Taiwan.

Auf Mauritius angekommen, berichtete Benjowski dem französischen Gouverneur der Insel wahre Wundertaten

in Paris behauptete, von dem »polnischen Vagabunden« Benjowski als Geisel um den halben Erdball verschleppt worden zu sein, hinterließen ihrerseits Berichte von den damaligen Ereignissen. Drummond griff sowohl auf Rjamins als auch auf Benjowskis Erzählung als Quellen zurück. Außerdem durchforstete der Historiker russische Akten, Briefe europäischer Kaufleute, diplomatische Notizen diverser Kolonialbeamter sowie amtliche Vermerke der zeitgenössischen japanischen und chinesischen Behörden. Insgesamt ergibt sich ein ziemlich klares Bild von den Begebenheiten, die insbesondere Benjowskis Ruf als Mann der Tat begründen und sein weiteres berufliches Fortkommen begünstigen sollten. Die gesicherten Fakten sind derart erstaunlich, dass es verwundert, warum der Abenteurer sich in seinem Bericht nicht mit ihnen begnügen wollte.

Gelungener Aufstand und strapaziöse Reise nach Macau

Die Verschwörer schafften unbemerkt Proviant, Felle und Waffen beiseite. Über Wochen und Monate schlossen sich ihnen dutzende Männer und einige Frauen an. Die Gruppe wartete auf eine Gelegenheit, der Gefangenschaft oder auch nur der Trostlosigkeit in Bolscherezk zu entkommen.

Bereits ein gutes halbes Jahr nach seiner Ankunft im Exil gelang es Benjowski im Mai 1771, mit seinen Mitstreitern eine Rebellion loszutreten, in deren Verlauf Kommandant Nilow getötet wurde. Die Aufständischen bemächtigten sich der prall gefüllten Garnisonskasse, ebenso aller vorhandenen Waffen, plünderten die Fell- und Schnapslager, kaperten ein Schiff und erreichten nach einer viermonatigen beschwerlichen Seefahrt über die Kurilen, Japan und Formosa (heute Tai-

wan) als erste Europäer aus nordöstlicher Richtung kommend Macau. Von den 70 Menschen, die Kamtschatka verlassen hatten, kamen allerdings nur 54 in der portugiesischen Niederlassung an. Die übrigen waren entweder dem Skorbut erlegen, den Pfeilen feindlich gesinnter Inselbewohner zum Opfer gefallen oder von Benjowski wegen Aufsässigkeit ausgesetzt worden. In Macau starben überdies nur wenige Tage nach der Ankunft mindestens 15 weitere Geflüchtete an den Folgen der Strapazen und Entbehrungen ihrer Reise.

Sehr zum Ärger seiner überlebenden Kameraden verkaufte der Glücksritter aus Vrbové das Fluchtschiff sowie alle verbliebenen Felle auf eigene Rechnung. Doch immerhin ließ Benjowski für sich und all jene, die mit ihm nach Europa reisen wollten – das waren die meisten –, schmucke, in Rot und Weiß gehaltene

Uniformen schneiden. Zudem verschaffte er ihnen Plätze auf zwei Schiffen der Französischen Ostindienkompanie. Nach einigem Taktieren zwischen den Vertretern verschiedener europäischer Handelskompanien hatte sich Benjowski nämlich dazu entschlossen, seine auf der abenteuerlichen Reise gewonnenen Erkenntnisse mit den Franzosen zu teilen. Also, seine vermeintlich gewonnenen Erkenntnisse.

Der französischen Krone kam der seekundige Draufgänger gerade recht

Das Zeitalter der Entdeckungen, das 1492 mit der Amerikafahrt des Christoph Kolumbus (1451–1506) begonnen hatte, war Ende des 18. Jahrhunderts noch lange nicht vorbei. Weite Teile Nordamerikas harren noch der Erforschung und Ausbeutung. Die Eroberung und Erschlie-

FILMREIF | Im Jahr 1975 zeigte das ZDF den Vierteiler »Die unfreiwilligen Reisen des Moritz August Benjowski« mit Schauspieler Christian Quadflieg in der Hauptrolle. Die TV-Serie beruhte auf Benjowskis Reisebeschreibungen.



ßung des indischen Subkontinents hatten gerade erst begonnen. Im Fernen Osten hatten sich Portugiesen und Holländer festgesetzt. Doch die übrigen europäischen Mächte waren davon überzeugt, dass es auch für sie dort viel zu holen gab. Und erst 1770 hatte James Cook (1728–1779) die Ostküste des heutigen Australiens für die britische Krone beansprucht und die Kolonie New South Wales gegründet. In dieser Situation kam dem französischen König und seinen Kolonialbeamten ein allem Anschein nach seekundiger, draufgängerischer und führungsstarker Mann wie Benjowski gerade recht.

Der Ungar wusste seinerseits genau, was von ihm erwartet wurde. In Macau schilderte er europäischen Kaufleuten und Marineoffizieren sowie den portugiesischen Behörden seine Abenteuer auf See noch relativ wahrheitsgetreu, erfand lediglich ein, zwei Details, wie einen Abstecher an die nordamerikanische Westküste. Doch nach und nach schmückte er seine Erzählungen weiter aus. Auf der Île de France angekommen, dem heutigen Mauritius, wo die französischen Schiffe drei Wochen Halt machten, berichtete

Benjowski dem französischen Gouverneur der Insel wahre Wundertaten.

Der gerade mal 25-Jährige machte sich älter, um den Eindruck größerer Erfahrung zu erwecken. Er behauptete, Kontakte zu freundlichen amerikanischen Ureinwohnern geknüpft, Handelsbeziehungen mit japanischen Fürsten besprochen und die Insel Formosa auf eine zügige Kolonisierung vorbereitet zu haben. Letztere hätte er gerne für den französischen König eingenommen. Tatsächlich aber waren die Geflüchteten während ihrer Seereise nicht an der Küste Amerikas gelandet. Überdies gewährte Japan zu jener Zeit ausschließlich chinesischen Kaufleuten, koreanischen Diplomaten und als einzigen Europäern Angehörigen der niederländischen Ostindienkompanie Zutritt zu seinem Territorium.

So entdeckte Andrew Drummond in japanischen Dokumenten Hinweise darauf, dass den Behörden, mit denen Benjowski und seine Leute in Kontakt kamen, sehr daran gelegen war, die ungebetenen Besucher so schnell wie möglich zur Weiterreise zu bewegen. Daher rüsteten sie die Fremden mit Verpflegung, Trinkwasser und Branntwein aus – und nicht, wie

In Europa wurde Benjowski bewundert, im Fernen Osten hatte er hingegen einen weniger vorteilhaften Eindruck hinterlassen

der Abenteurer suggerierte, aus Respekt vor seiner Person. Auf Formosa schließlich hatte Benjowski, nachdem drei Mann seiner Besatzung bei einem Angriff aus dem Hinterhalt getötet worden waren, einen Rachefeldzug geführt, dem rund 1200 Inselbewohner zum Opfer fielen – von Kolonisierung konnte jedoch nicht die Rede sein.

Benjowski war Kaiser von Madagaskar – behauptete er

Benjowskis Fabulierkunst fiel aber offenbar auf fruchtbaren Boden. Im Juli 1772 endlich in Frankreich angekommen, mussten seine Schicksalsgenossen noch mehrere Monate in der Zitadelle von Port-Louis in Quarantäne verbringen. Benjowski hingegen folgte schon Anfang August einer Einladung des französischen Außenministers Emmanuel-Armand de Vignerot du Plessis (1720–1788) auf dessen Landsitz in der Champagne. In den folgenden Monaten bot der Abenteurer wiederholt die Eroberung Formosas für Frankreich an. Schließlich einigte man sich auf ausdrücklichen Wunsch von König Ludwig XV. (1710–1774) darauf,

Benjowski solle die Insel Madagaskar für die Krone in Besitz nehmen. Dort verbrachte er, zeitweise mit seiner Frau, fast drei – nach eigener Aussage – überaus erfolgreiche Jahre, in denen er Straßen und Forts bauen ließ, widerspenstige Ureinwohner bekämpfte und mit freundlich gesinnten Bewohnern Handel trieb. Letztere, so behauptete Benjowski später in seinen Memoiren, hätten ihn schließlich sogar zu ihrem »ampansacabé« gewählt – zum Kaiser von Madagaskar.

Im Spätsommer 1776 trafen schließlich zwei Kolonialbeamte aus Frankreich ein, die überprüfen sollten, was dran war an Benjowskis Berichten. Sie kamen zu einem vernichtenden Urteil: Kaum etwas davon war tatsächlich geschehen. Noch im Dezember 1776 verließ Benjowski die Insel und kehrte nach Europa zurück. Die nächsten Jahre verbrachte er damit, Geldquellen für weitere koloniale Unternehmungen zu organisieren. Zu jener Zeit schrieb er auch seine Memoiren. Diese waren letztlich eine Werbeschrift in eigener Sache, in die Benjowski neben vielen Aufschneidereien und Plagiaten die dem Geschmack einer empfindsamen Leser-

schaft entgegenkommende platonische Liebesgeschichte mit der jungen Afanasia einwob.

Die Franzosen hatten nun allerdings eine Ahnung davon, wie unzuverlässig der Söldner in Wirklichkeit war, und wollten ihn nicht mehr beschäftigen. Schließlich gelang es Benjowski, der inzwischen in den Adelsstand erhoben worden war, beim Habsburgerkaiser Joseph II. (1741–1790) eine Verfügung zu erwirken, die es ihm gestattete, auf Madagaskar Kolonien einzurichten. Zudem fanden sich zwei amerikanische Geschäftsleute, die bereit waren, eine neuerliche Expedition auf das Eiland zu finanzieren. Sie versprachen sich Profite aus dem Sklavenhandel, den Benjowski dort organisieren wollte. Dazu sollte es aber nicht mehr kommen.

Gleich bei ihrer erneuten Ankunft auf der Insel wurden Benjowski und seine rund 200 Männer in Kämpfe mit den Bewohnern verwickelt. Bald darauf traf auch ein Expeditionskorps von der Île de France ein, das den lästig gewordenen Abenteurer gefangen nehmen oder vertreiben sollte. In einem Gefecht mit den

französischen Soldaten erlag Benjowski schließlich am 23. Mai 1786 seinen schweren Verwundungen.

Kritik und Bewunderung für die Memoiren

Erst vier Jahre nach seinem Tod erschiene den die Memoiren, zunächst auf Englisch. Sie wurden zu einem Bestseller und binnen kürzester Zeit in mehrere europäische Sprachen übersetzt. Allein in Deutschland kursierten innerhalb von fünf Jahren sechs verschiedene Ausgaben. Zwar gab es von Anfang an kritische Stimmen, die an den Schilderungen zweifelten, doch die Bewunderer des Haudegens aus habsburgischen Landen überwogen. Auch auf die Theaterbühne kam die Geschichte in mehr als einer Fassung. »1792 verfertigte Vulpius ein ›Original-Trauerspiel‹, moralisierend und pathetisch«, schrieb Theodor Heuss, der erste westdeutsche Bundespräsident, im Brotberuf Journalist, in seinem Büchlein »Schattenbeschwörung – Randfiguren der Geschichte«. »Der Stoff schien Kotzebue noch nicht genügend ausgeweidet, er legte 1795 gleichfalls ein Stück vor und

gab ihm die Sauce der Sentimentalität«, so Heuss.

In Europa wurde Benjowski bewundert, im Fernen Osten hatte er hingegen einen weniger vorteilhaften Eindruck hinterlassen. Als der schottische Offizier und Entdecker John Dundas Cochrane (1793–1825) im Jahr 1821 Kamtschatka erreichte, also genau 50 Jahre nach Benjowskis Aufsehen erregender Flucht, notierte er lapidar: »Ich vernahm nichts zu seinen Gunsten.« Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde es allmählich still um den Söldner, Seefahrer, Entdecker und glücklosen Koloniegründer. Völlig vergessen ist er jedoch bis heute nicht. Während die Nationalbank der Slowakischen Republik 1996 anlässlich des 250. Geburtstags eine Gedenkmünze zu Benjowskis Ehren herausbrachte, regte sich in Taiwan wegen seiner Gewalttaten Kritik an der geplanten Errichtung einer Statue. Sie sollte an jenem Küstenabschnitt stehen, an dem der selbst ernannte Eroberer gelandet sein soll.

(Spektrum Geschichte, 5/2022)



KONTROLLE UND IHR VERLUST

Glücksspiel | Spirale in die Sucht

Willensstärke | Schlaue

Selbstbeherrschung

Selbstentfremdung | Gefangen

in der Unwirklichkeit

FÜR NUR
€ 4,99

HIER DOWNLOADEN

JOHN LAWSON

DER FALSCHER ENTDECKER

von David Neuhäuser

Fremde Völker, ferne Länder, exotische Tiere – im 19. Jahrhundert waren die Menschen fasziniert von abenteuerlichen Reiseberichten. Einer wusste die Begeisterung zu seinen Gunsten zu nutzen.

Lautes Schreien riss die Expedition aus dem Schlaf. Es war der 28. Oktober 1872, früh am Morgen. Captain John Lawson, Entdecker und unerschrockener Expeditionsleiter, war sofort auf den Beinen und stürzte vor sein Zelt. Der Australier Billy hatte die Truppe geweckt – ein Tiger hatte sich ins Lager geschlichen, den Lastenträger Abu gepackt und in den Wald gezogen. Lawson griff nach seiner Flinte und stellte an der Spitze seiner Mannschaft dem Raubtier nach. Wenig später fanden sie Abu. Er hatte glücklicherweise nur eine Schulterverletzung davongetragen, war sonst aber unversehrt. Atemlos erzählte der Einheimische, dass er mit der freien Hand auf den Tiger eingeschlagen habe, bis dieser von ihm abließ.

Später schrieb Lawson diese Episode neben anderen fantastischen Geschichten in seinem Reisebericht »Wanderings in the Interior of New Guinea« auf. So hätten ihn selbst schon Tiger angegriffen. Ebenso habe er gesehen, wie andere solche Raubtierattacken überlebt haben. Doch Abus heldenmutiger Kampf hatte sicherlich zum erstaunlichsten Ausgang eines Tigerangriffs geführt.

Lawson und seine Leute mussten viele Abenteuer auf ihrer außergewöhnlichen Reise überstehen. Der Engländer bereiste das den Europäern noch weitgehend unbekannte Inland von Papua-Neuguinea. Und die Entdeckungen, die er machte, hätten nicht beeindruckender sein können: Als erster Europäer erblickte und bestieg er den gewaltigen Mount Hercules; er ließ als erster Europäer seinen Blick über den weiten Lake Alexandrina schweifen; als erster Europäer nahm er unter höchster Gefahr Kontakt zu den Be-

AUF EINEN BLICK

Moderner Märchenonkel

01 John Lawson erlebte auf seinen Entdeckungsreisen faszinierende Abenteuer. Zu schön, um wahr zu sein.

02 So entdeckten Experten schnell, dass seine Beschreibungen jeglicher Realität entbehrten. Doch viele Leser von Lawsons Büchern waren davon überzeugt, dass sich die Geschichten tatsächlich ereignet hatten.

03 Seine »Reiseberichte« brachten dem Engländer viel Geld – selbst noch, als der Schwindel aufgefliegen war.

Es gibt nur ein Problem mit der ganzen Geschichte: Lawsons Reise war von vorne bis hinten erfunden

wohnern des Inlandes auf; und wo andere Entdecker wochen- oder sogar monatelang durch den Urwald streiften, um eines Tigers oder scheuen Vogels habhaft zu werden, entdeckte Lawson jeden Tag neue Arten: Paradiesvögel, Ochsen, Affen, Spinnen, Käfer, Fische, den höchsten Baum der Welt und natürlich den Moolah, den riesenhaften Tiger der Insel.

Alles Fiktion!

Lawsons Reisen faszinierten seine Landsleute. Sein Bericht erschien 1875 im Verlag Chapman & Hall in London und wurde ein Bestseller. Lawson dürfte sehr gut an seinem Buch verdient haben, auch wenn keine genauen Zahlen überliefert sind. Kaum hatten die Leser das Buch aus der Hand gelegt, wollten sie schon von seinen nächsten Entdeckungen hören. Lawson war plötzlich ein gefragter Mann: Der bedeutende Forscher Sir John Lub-

bock (1834–1913) von der Royal Society lud ihn zu einem Vortrag ein. Auch die Royal Geographical Society und die Zoological Society seien bei ihm vorstellig geworden, ließ Lawson verkünden.

Es gibt nur ein Problem mit der ganzen Geschichte: Lawsons Reise war von vorne bis hinten erfunden. Alles reine Fiktion. Es gibt keinen Mount Hercules, keinen Lake Alexandrina, keine riesenhaften Moolah-Tiger und keine ulmenartigen Baumkolosse.

Vielen Experten war schnell klar, dass das, was Lawson da erlebt haben wollte, nicht stimmen konnte. In der »Times«, im »Geographical Magazine« und im »Athenæum«, dem Journal des gleichnamigen englischen Akademikerklubs, erschienen teils vernichtende Buchkritiken. Der Naturforscher Alfred Russel Wallace (1823–1913), der als Erster in Europa eine Schrift zu Neuguinea herausgegeben hatte und

nach dem die berühmte Wallace-Linie benannt wurde, griff selbst zur Feder, um Lawsons Behauptungen mit einer Stellungnahme in der Zeitschrift »Nature« entgegenzutreten. Rein gar nichts an Lawsons Schilderungen entspreche der Wahrheit. Doch dessen Leserschaft ließ sich nicht ohne Weiteres überzeugen. So plausibel und detailliert sei alles erzählt, so hoch angesehen der Verlag. Und wäre es nicht überdies eine Tragödie, schrieb etwa der Schriftsteller Henry James (1843–1916) für das Magazin »The Nation«, wenn all diese Wunder doch nicht existieren sollten?

Captain Lawson trat keineswegs den Rückzug an oder lieferte eine Entschuldigung – ganz im Gegenteil: Mit Spott und Hohn teilte er gegen diejenigen aus, die ihn als Betrüger entlarvt hatten. Nicht er sei im Unrecht, sondern sie. Schließlich sei er, John Lawson, der Entdecker, der

Weltreisende; seine Kritiker dagegen daheim gebliebene Besserwisser. Doch unter Lawsons Gegnern waren auch wahrhaftige Entdecker. Vorneweg Captain John Moresby (1830–1922), der Neuguinea zur selben Zeit besucht hatte, wie auch Lawson es behauptete. Kurz bevor Moresby seinen eigenen Reisebericht veröffentlichte, schrieb er einen langen Brief an das Magazin »Athenæum« und zerlegte darin eine Behauptung Lawsons nach der anderen. Doch jener blieb unbeeindruckt. All das, die großartigen Tiere und Pflanzen, die er gesehen hätte, habe Moresby eben nicht gesehen und könne sich daher auch nicht als Experte über das Inland Neuguineas äußern.

Wo ist das Moolah-Fell, Mr. Lawson?

Lawson war ein Meister darin, mit seiner Beharrlichkeit und seinem Spott die trockene Beweisführung seiner Gegner in Zweifel zu ziehen. Gegen Moresby trieb er es auf die Spitze: Er äußerte die Vermutung, dass es gar nicht Moresby sei, der da sein Werk verreiße, sondern jemand, der sich als Moresby ausbebe. Die Leser hatten spätestens jetzt den Überblick verloren, was Wahrheit und was



LAWSON'S MOUNT HERCULES |

In »Wanderings in the Interior of New Guinea« ließ John Lawson eine kolorierte Zeichnung des Mount Hercules beifügen. Der Berg existiert allerdings nicht.

»Es gibt (...) zwei Gruppen von Reisenden und Entdeckern: jene, die die Sammlung wissenschaftlicher Informationen zum Ziel haben, und jene, die ihrer Liebe zum Abenteuer und zum Kulissenwechsel frönen wollen. Ich gehöre zur letzteren Gruppe«

John Bradley alias Lawson in »A Narrative of Travel and Sport in Burma, Siam and the Malay Peninsula« (1876)

Lüge war. So wurde eine seiner Schriften vor der versammelten, darwinskeptischen Anthropological Society of London vorgelesen – für Lawson ein Beweis, dass er echte Zweifel sähen konnte.

Doch seine Geschichte endete jäh – zumindest zeitweise. Als der Herausgeber des »Athenæum« den englischen Mochtegnentdecker aufforderte, das Moolah-Fell vorzulegen, das er angeblich aus Neuguinea mitgebracht hatte, war von Lawson plötzlich nichts mehr zu hören. War er seiner Lügen endgültig überführt worden? Hatte Lawson aufgegeben?

Vermutlich nicht. Vielmehr scheint es, als hätte er seine Zeit für etwas anderes genutzt. Ein Jahr später erschien ein Reisebericht über Burma, Siam und die malaiische Halbinsel, »A Narrative of Travel and Sport in Burma, Siam and the Malay Peninsula«. Autor war ein gewisser John Bradley. Gleich auf der ersten Seite eröffnete er seinen Lesern: »Es gibt, wie ich glaube, zwei Gruppen von Reisenden und Entdeckern: jene, die die Sammlung wissenschaftlicher Informationen zum Ziel haben, und jene, die ihrer Liebe zum Abenteuer und zum Kulissenwechsel frönen wollen. Ich gehöre zur letzteren Grup-

pe, und Länder zu durchwandern, die noch kaum ein Europäer zuvor gesehen hat, ist mir ein angeborenes Vergnügen.«

Überall Tiger, die Bradley zur Strecke bringt

Bradley hatte in Samuel Tinsley einen guten Herausgeber gefunden. Das Buch wurde ein Erfolg – denn was der Autor auf der ersten Seite verspricht, hält er auch. Der Bericht steckt voller Abenteuer: Bradley wurde von einem Tiger angegriffen, durch den Dschungel geschleift und nur durch den Mut seiner Begleiter gerettet. Überhaupt: Überall begegnete er Tigern. Die Länder, die er bereiste, waren regelrecht von ihnen heimgesucht. In einem Dorf hatte ein Tiger innerhalb weniger Monate 19 Menschen getötet. Bradley und seine Begleiter jagten das Untier und brachten es zur Strecke. Der Wald selbst war ebenfalls voller Gefahren, überall wimmelte es von wilden Tieren, die dem begeisterten Jäger vor die Flinte rannten. Seine ereignisvolle Reise endete erst in Georgetown.

Kaum war das Buch erschienen, fielen einigen Lesern Ähnlichkeiten mit einem anderen Buch auf. Die »Civil Service Ga-

zette« war wohl die erste Zeitung, die John Bradley als Captain John Lawson identifizierte. Kurze Zeit später stand es auch im »Athenæum«. Dort machte man sich sofort daran, Bradleys Buch Zeile für Zeile nach Fehlern zu durchforsten – schließlich handelte es sich bei Bradley offenbar um einen alten Gegner.

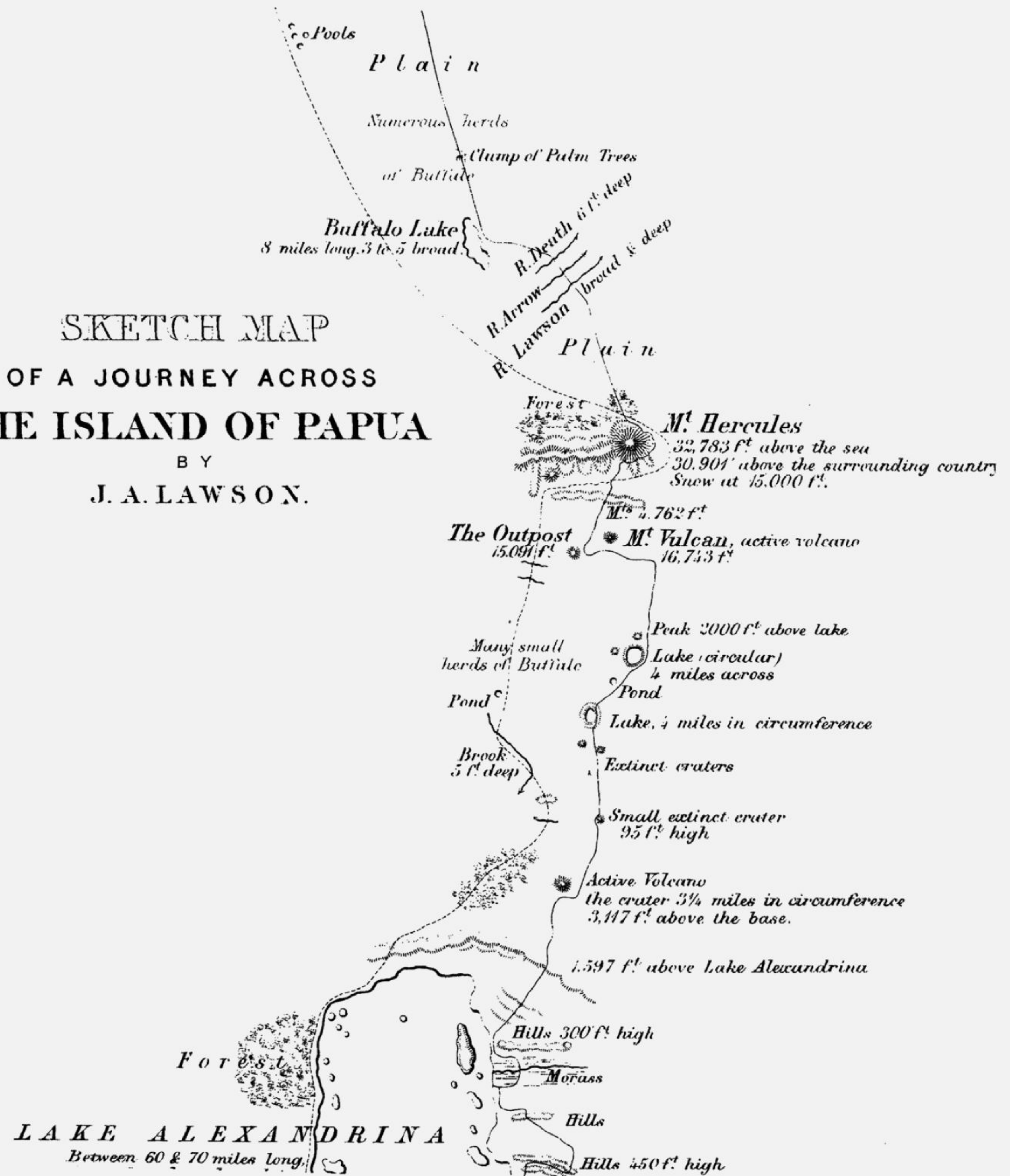
Die Rezension beginnt mit dem Ende des Buchs: Die Stadt Georgetown, die letzte Station der Reise, nenne niemand außer Bradley so. Außerhalb von offiziellen Dokumenten und Landkarten sei der Ort einzig und allein als Penang bekannt. In der indischen Armee gäbe es nur einen John Bradley – und der sei bereits 1865 in Madras als Invalide geführt. Bradleys angebliche Begleiter seien ebenfalls nicht auffindbar. Abgesehen von der fragwürdigen Identität des Autors sei das Buch zudem voller Fehler: Mond- sowie Tag-und-Nacht-Zyklus, Temperaturen, Beschrei-

LAWSONS KARTE VON PAPUA-NEUGUINEA |

Im Süden erstreckt sich der Lake Alexandrina, nördlich davon der Mount Hercules, der 32 783 Fuß in die Höhe ragt. Umgerechnet sind das fast 10 000 Meter. Sagenhaft!

JOHN A. LAWSON / JOHN A. LAWSON: WANDERINGS IN THE INTERIOR OF NEW GUINEA. CHAPMAN & HALL, 1875 / PUBLIC DOMAIN

SKETCH MAP OF A JOURNEY ACROSS THE ISLAND OF PAPUA BY J. A. LAWSON.



bung von Waldbewohnern, Tier- und Pflanzenwelt – alles deute darauf hin, dass Bradley sich nie in den Urwäldern aufgehalten haben könne, in denen sich seine Abenteuer abgespielt haben sollen.

Diesmal entspann sich kein öffentlicher Schlagabtausch. Denn im Gegensatz zu »Lawson« beanspruchte »Bradley« keine bahnbrechenden Entdeckungen für sich. Doch wer auch immer hinter diesen Pseudonymen steckte, er (oder sie) fing mit seiner Erzählweise die Leser ein und vermittelte ein Gefühl von Authentizität, das selbst Experten nur schwer trügen konnten. Wer schreibt wie ein Entdecker, war in den Augen vieler auch ein Entdecker.

Wer war John Lawson alias Bradley?

Die Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts – mit oder ohne wissenschaftlichen Anspruch – beruhte darauf, dass der Autor das Erlebte bezeugen konnte. Der Leser schenkte dem Berichterstatter Vertrauen. Doch die Beziehung zwischen Schreiber und Leserschaft ließ sich ausnutzen. Genau das tat John Lawson alias Bradley. Das Resultat waren eine verärgerte Forschergemeinschaft, eine verwirrte Öff-

fentlichkeit und ein voller Geldbeutel für Lawson. Neben dem Profit aus seinen Schwindeleien mag es ihm großen Spaß bereitet haben, die Legitimation der tatsächlichen Experten ins Wanken zu bringen. Vielleicht glaubte er sogar seine eigenen Lügen? Ein dreister Fälscher, ein Soziopath – es lässt sich nur spekulieren. Wer weiß, wie lange der Provokateur und vermeintliche Abenteuerer sein Spiel noch hätte treiben können. Weitere Bücher aus seiner Feder sind jedenfalls nicht bekannt oder noch nicht identifiziert.

Wer hinter Lawson und Bradley steckte, wurde nie geklärt. Seit seine Bücher erschienen waren, versuchten Bibliophile, Bibliothekare und Forscher, ihm auf die Schliche zu kommen. Viele tippten

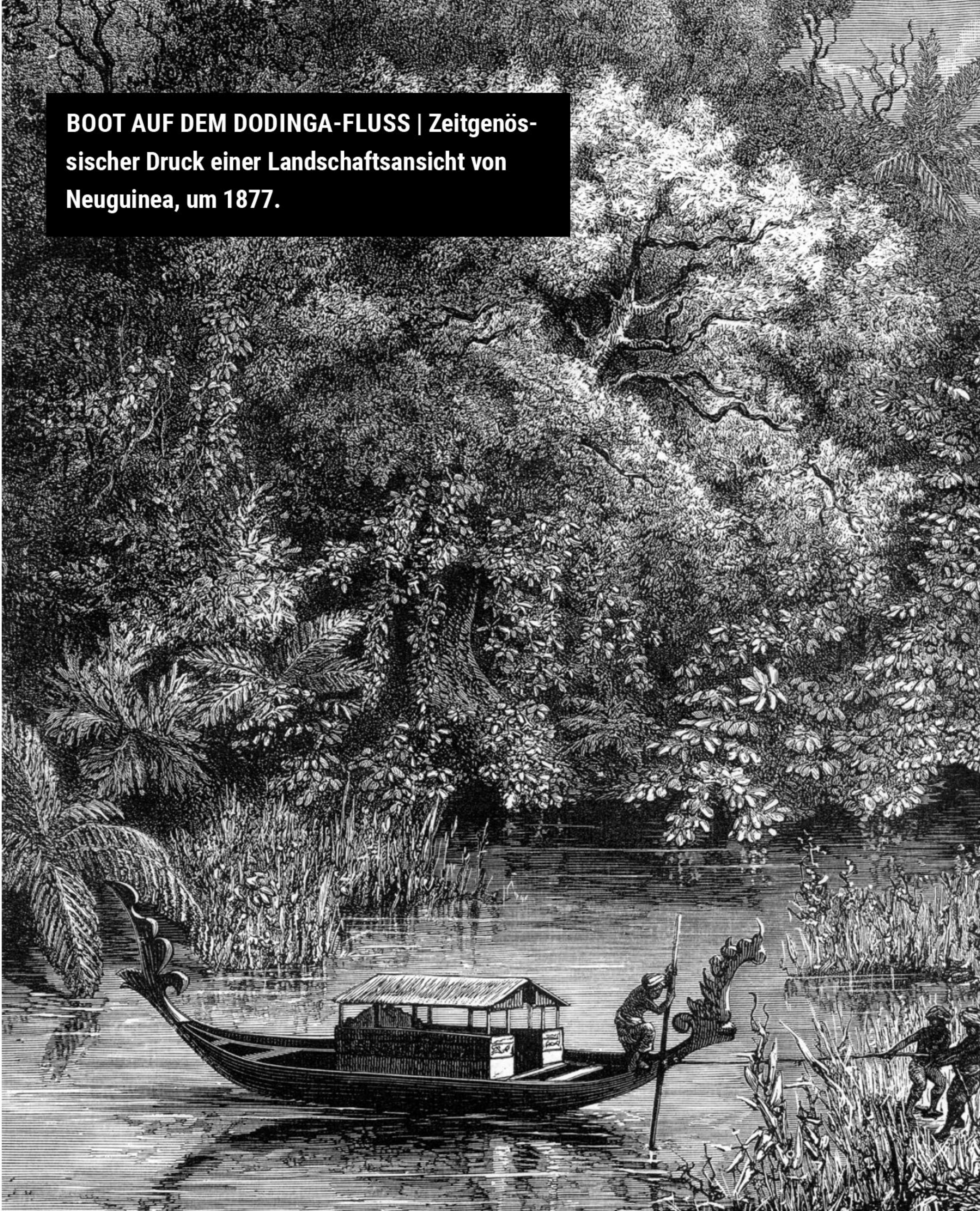
ALFRED RUSSEL WALLACE (1823–1913) |
Der britische Naturforscher erkundete den Malaiischen Archipel und stellte fest, dass dort eine biogeografische Grenze verläuft: Die Wallace-Linie markiert die Ausbreitung australischer Tiergruppen. Über das Buch von John Lawson schrieb Wallace eine vernichtende Kritik. Gemälde von Thomas Sims, um 1866.

LEEMAGE / PICTURE ALLIANCE



**BOOT AUF DEM DODINGA-FLUSS | Zeitgenös-
sischer Druck einer Landschaftsansicht von
Neuguinea, um 1877.**

THE PRINT COLLECTOR / HIP / PICTURE ALLIANCE



auf Robert Henry Armit – ein Lieutenant der Royal Navy, der eine Weile als Gründer der New Guinea Colonising Association in Erscheinung trat, einer Organisation, die sich die Kolonisation Neuguineas auf die Fahnen geschrieben hatte. Ähnlichkeiten im Schreibstil und Armits unbedarfter Umgang mit dem hochumstrittenen Buch Lawsons zu Werbezwecken für die Colonising Association machen ihn zu einem möglichen Kandidaten. Aber geklärt ist die Frage keineswegs. Die wahre Identität von Lawson und Bradley bleibt ein Rätsel.

Seine Gegner beim Magazin »Athenæum« nahmen seine fantastischen Erfindungen allem Anschein nach letzten Endes mit Humor. Die Besprechung zu seinem zweiten Buch endet mit den Worten: »Sollte Mr. Bradley enttäuscht sein, dass wir sein Werk nicht loben können, lässt er sich vielleicht durch unsere Beteuerung trösten, dass seine Großtaten als Schlächter wilder Tiere alles in den Schatten stellen, was wir in modernen Zeiten je gelesen haben.« Die größten Abenteuer sind zweifellos die erfundenen. ↩

(Spektrum Geschichte, 2/2021)

Spektrum der Wissenschaft DIE WOCHE

Als Kombi-
paket mit App
und PDF

Das wöchentliche
digitale Wissenschafts-
magazin

Lernen Sie jetzt Spektrum DIE WOCHE kennen!

Jede Woche die aktuellsten News, Hintergründe, Kommentare aus der Forschung sowie exklusive Artikel aus »nature« in deutscher Übersetzung. Jetzt kennen lernen und Preisvorteil sichern: im Abonnement 0,92 € (ermäßigt 0,69 €) pro Ausgabe.

Jetzt lesen!

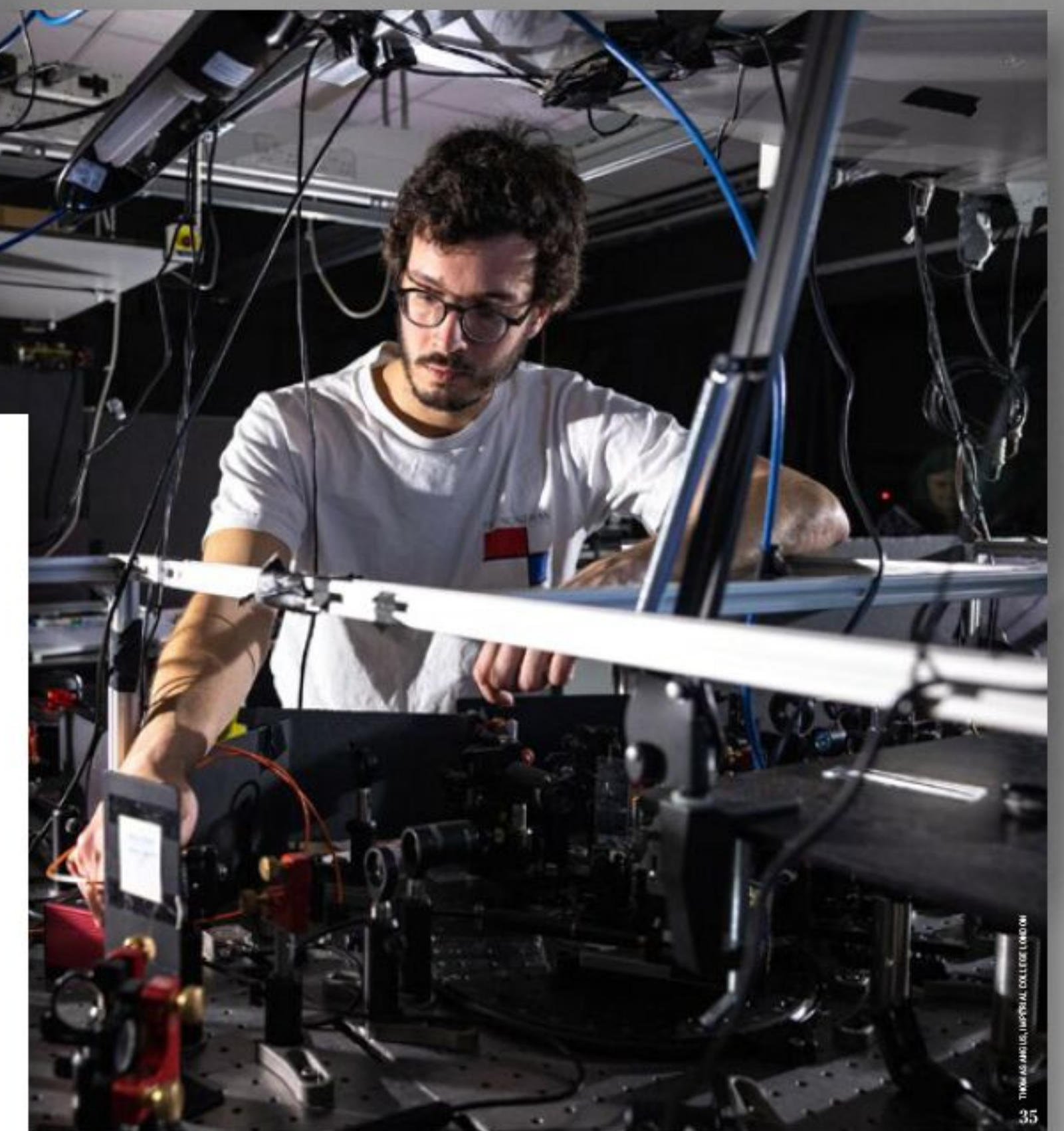


JAGDVERHALTEN

See-Elefanten haben die absolute Informations- hoheit

Ein männlicher See-Elefant
sonnt sich
ihrem aus-
schnapper
Moment zu
lose Beute
schenden

FEINJUSTIERUNG | Die Präzisions-
arbeit des Teams um Romain Türole
hat Fachkollegen beeindruckt.



METAMATERIALIEN

Ein Doppelspalt in der Zeit

VON KATHARINA MENNE

Spektrum
der Wissenschaft
DIE WOCHE

NR
42
19.10.
2023

METAMATERIALIEN

Ein Doppelspalt in der Zeit

Physiker haben das berühmte Doppelspaltexperiment nun mit zeitlich statt räumlich getrennten Schlitzen durchgeführt. Eine überraschende Entdeckung öffnet die Tür zu neuartigen Materialien.



UNGEZIEFER

»Ganz ausrotten werden
wir Bettwanzen nie«



STALKING

Vom Freund zum Feind

- » Mikropplastik: Mikroperlen und Glitzer ab sofort verboten
- » Psychische Störungen: Was Männer davon abhält, eine Therapie zu machen
- » Benu: Gesammelter Asteroidenstaub übertrifft Erwartungen
- » Krieg in Nahost: Die Drahtzieher und Diplomaten

Mit ausgewählten Inhalten aus nature

Spektrum.de